



Berlin, den 17. Februar 1900.

Carrus Navalis.

Die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt ein Exemplar der ersten Ausgabe, die Sebastian Brant 1494 von seiner Sittensatire „Das Narrenschiff“ veranstaltet hat. Für das Titelblatt hat der Dichter das Schiff gezeichnet, das die Brüdergemeinde vom Schlaraffenland nach Narragonien führt. Da sieht man unter Schellenkappen die heiteren oder in ihrer grotesken Feierlichkeit doch heiter stimmenden Mienen der guten Leute, die von der Fahrt ins ferne Land das Heil der Menschheit erhoffen; sehnsüchtig strecken die noch nicht Eingeschiffen aus kleineren Booten die Hände nach dem hohen Bord und unter das Bild hat der Schalk die Worte geschrieben: „Zu schiff, zu schiff, Brüder: es gat, es gat!“ Der straßburger Spötter knüpft sein Lehrgedicht an den schon damals in den Niederlanden und im deutschen Rheingebiet heimischen Brauch, nach des Winters Scheiden die Wiedereröffnung der Schifffahrt durch einen großen Festzug zu feiern. Wenn, nicht allzu spät nach dem Epiphaniastage, der erste Frühlingblick die Ströme vom Eis befreit hatte, dann wurde in festtägiger Prozession ein bunt ausgeputztes Schiff durch die Straßen der Städte gefahren, deren wohlhabenden Bürgern der Flußverkehr mittelbar oder unmittelbar nützlich war. Jung und Alt freute sich der wärmer wehenden Luft, des helleren Himmels, der günstigeren Geschäftshoffnung, die sich nach der langen winterlichen Leblosigkeit nun wieder bot. Die Schiffe brachten alte Bekannte und neue Nachrichten aus der Fremde, löschten längst gewünschte Waaren, die der binnländische Handel nicht herbeischaffen konnte, nahmen Güter, Grüße

und Botschaften aus der Landungstadt mit und halfen manchem Darbenden zu auskömmlicher Erwerbsmöglichkeit. Deshalb wurden sie überall froh begrüßt und deshalb wurde zum Symbol der Freude über den Abschied vom Winter der Schiffswagen gewählt, der *carrus navalis*, von dem, wie eine Ueberlieferung lehrt, der Karneval seinen Namen erhalten haben soll. Denn der Festzugtag war der Höhepunkt einer Zeit ausgelassenen Frohsinnes, der auf mancherlei Arten Bethätigung suchte und fand. Männlein und Weiblein, die sich sonst höchst ernsthaft und würdig hielten, thaten nun plötzlich scheffige Fabelgewänder an, banden Larven vor das Gesicht, stülpten Narrenkappen auf das manchmal nur noch dünnhaarige oder schon ganz kahle Haupt und verübten tolle Streiche und Schabernack nach der Weise fahrender Schüler und loser Dirnen. Der Frühling nahte, das erste Frachtschiff kam wieder in Sicht, bald würde vollwichtige Münze auf dem Ladentisch klappern: da durfte man Sorge und Griesgram verbannen und sich, ehe die Fastenregel in Kraft trat, der animalischen Freude an buntem Spiel hingeben. Diese Stimmung kannte Sebastian Brant; darum ließe auf seinem Schiffsbilde die Häupter der Fahrtgenossen von Narrenschellen umklingeln.

Rollen die Räder des Narrenschiffes jetzt durch Deutschlands verschneite Auen? Oder ist das erst den Denkern, dann den Heerhaufenführern und endlich den Händlern zugesprochene Land zur Provinz des Weltreiches Narragonien geworden? Wer Ohren, zu hören, und Augen, das Gedruckte zu lesen, hat, könnte sich im heutigen Deutschland an Bord des Fabelfahrzeuges wähen, das von der Schlauraffenküste den Kurs ins Land der Blauen Wunder nahm. Die thörichtesten Verheißungen werden pathetisch ausgesprochen und ohne Lächeln erörtert, die phantastischsten Hoffnungen klettern ans Licht und locken unselbständige Geister in Märchenwünsche. Und diesen ganzen Spuf haben ein paar Reden heraufbeschworen: die Behauptung des Kaisers, unsere Zukunft liege auf dem Wasser, und sein Ruf, eine starke Flotte zu schaffen und mit ihr das größere Deutschland zu gründen. Vor zehn, vor fünf Jahren hatte noch kaum Jemand an solche Pläne gedacht; und wer etwa von einer expansiven Politik Deutschlands träumte, Der saßte sich in Geduld, denn die Geschichte des Reiches schien noch zu jung, seine innere Einheit zu wenig gefestigt, das ganze europäische Machtverhältniß zu unsicher schwankend, um zu einem Treck ins Ungewisse zu laden. Daheim war, hinter der schön gestrichenen Fassade, genug zu thun; die Aufgabe, den Massen das Zufallsland der Geburt in eine wahre, zärtlicher Liebe würdige Heimath zu wandeln, bot jeder brauchbaren Kraft ein hohes Ziel und noch war Bismarcks

Wort nicht vergessen, nur an der Pforte des eigenen Hauses werde unser Besitz, auch der jenseits der Meere liegende, zu verteidigen sein und der Deutsche solle sich freuen, daß er den asiatischen und anderen orientalischen Händeln gleichmüthiger zusehen könne als Hamlets betrottelter Freund Hekubas Schmerz. Da tönten die Reden des Kaisers vom Meer zum Fels, — und ein Taumel packte die sonst Gelassensten. Den Zweiflern, selbst den eifrigsten Bekennern des ökonomischen Determinismus, ist damit bewiesen, daß für eine Weile wenigstens der kräftige Wille eines Einzelnen, der, wie man sieht, nicht einmal ein genialer Mensch zu sein braucht, die scheinbar lückenlose Kette der Entwicklung durchbrechen und ein ganzes Volk aus Ruhe und Stetigkeit scheuchen kann. Schon wundert sich über das Merkwürdigste Keiner mehr. Des Kaisers Bruder kommt von einer Reise zurück, die ihn zwei Jahre lang dem Vaterland fern hielt; er war in Ostasien, hat frohe Stunden verlebt, werthvolle Eindrücke empfangen, gewiß Manches gelernt und in China, Japan und den holländisch-indischen Settlements gezeigt, daß auch ein Deutscher als Tennisspieler und Radfahrer Vorzügliches leisten kann. Die Möglichkeit, als ein Heros zu handeln und vom blutigen Feld Vorber zu pflücken, blieb dem tüchtigen und bescheidenen Seemann versagt; und dennoch wird er von den nach immer neuen Sensationen Vergehenden begrüßt, als kehre siegend ein Held von Herkulesthaten heim. Wenn man nach den Gründen fragt, wird erwidert: Prinz Heinrich ist der Repräsentant unserer Flotte und die Flotte ist unserer Zukunft einziger Hort. Ueberall wird ja mit Wasser gekocht; wird in der deutschen Politik der aquarische Zusatz nachgerade aber nicht allzu beträchtlich? Ernste Gelehrte halten Reden und schreiben Artikel, in denen Vernunft Unsinn wird; sie, die doch wissen müßten — und zum größten Theil wohl auch wissen —, daß die wirtschaftliche Lage die ideologische Richtung bestimmt, setzen sich billigem Pohn aus, weil sie zu glauben scheinen, es könne ihrer Beredsamkeit gelingen, aus besitzlosen Sektenproletariern feurige Patrioten zu werben. Händlergemeinschaften, die man sonst nur mit *Alkaios* singen hörte: *χρήματα, χρήματα ἀντήρ*, Geld allein, Geld ist der Mann, rufen in Hymnentonart nun das Reichsoberhaupt an und entblößen die nationale Brunst auf offenem Markt vor den gaffenden Quiriten. An einer anderen Ecke des Marktes wird, zum Staunen der Fremden, die neidisch bisher und vom Glanz geblendet über die Grenze blickten, laut über des Deutschen Reiches Wehrlosigkeit gejammert und flennend verkündet, unsere ganze Herrlichkeit könne übermorgen schon eines frechen Eroberers leichte Beute sein. Histrionen, Theatrispitarren-

schieber und Bierwirthe fordern in gereimter Rede auf, dem Kaiser zum Geburtstag ein Kriegsschiff zu schenken: „Auf, deutsches Volk, zum Ehrentage, greif in die Taschen tief hinein: als Liebespfand zusammentrage ein Kriegsschiff für den Kaiser Dein, damit er schützen kann den Handel, die deutschen Brüder in der Fern! Er schirmt den Frieden ohne Wandel: Hoch Wilhelm, Hohenzollernstern!“ Frauenvereine treten in pomphaften Sätzen für den neuen Flottengesegentwurf ein und werden nächstens vielleicht ihren Mitgliedern gegen wasserflehene Abgeordnete das Mittel empfehlen, das sich im ehelichen Gemach der aristophanischen Nyssistrate einst als so wirksam erwies. Talmudisch geschulte Rabbiner agitiren in ihren Predigten für die Vermehrung der Kriegsschiffe und fürchten nicht einmal, auf dem Heimweg aus der Synagoge von spottlustigen Antisemiten mit dem Zuruf begrüßt zu werden: Hepp Hepp Hurra!... Man sollte meinen, die Frage, ob ein Staat mehr Schlachtschiffe bauen muß, sei nach nüchterner Prüfung ruhig zu beantworten; wie der Einzelne sich Kosten, Risiko und Ertrag berechnet, ehe er sein Leben oder sein Haus versichert, so müsse auch ein ganzes Volk sich leicht über die Höhe der Gefahrenprämie klar werden können, die es zahlen will, durch sein Interesse zu zahlen gezwungen ist. Das geschieht auch in anderen Ländern und sogar die an Phrasen doch nicht armen Franzosen haben ihrer Regierung eben eine halbe Milliarde für Panzerschiffe bewilligt, ohne dabei mit einer Silbe der Hoffnung Ausdruck zu geben, der große Aufwand könne der Nation ein neues Paradies bescheren. Bei uns weht ein anderer Wind. Daran, daß die vom Kaiser gewünschten Schiffe über kurz oder lang gebaut werden, zweifelt im Grunde Niemand mehr; um weit wichtigere Dinge aber scheint es sich jetzt zu handeln. Der Deutsche wird als ein Mensch geschildert, der bis heute auf seinem Berglein oder in seinem Thälchen saß, Kühe, Ziegen und Schweine züchtete und sich, wenn draußen in der Welt ein Gewitter losbrach, geschwind die Bispelmütze über den Michelkopf zog. Jetzt soll er hinaus, der Arme, der seit vierzig Jahren nichts, rein gar nichts erreicht hat, soll bei der vom redseligen Propheten Bülow geweissagten neuen Welttheilung seinen Anspruch geltend machen und ein mächtiger Herr werden, der seine Hand über die ganze Erde streckt und vor dessen Stirnrünzeln Mongolen und Angelsachsen, Yankees und Mandschus in ein Mauselloch kriechen. Der alte Wunderglaube ist wiedererwacht, und da bald das Morgenroth der überaus herrlichen Tage dämmern muß, von denen schon lange geredet wird, so überläßt man sich gern der Karnevalskluft und umjauchzt den Schiffswagen, den bunt ausgestaffirte Miethlinge durch die Straßen schleppen. Der

Wassermanometerstand der Begeisterung ist auf bedenklicher Höhe angelangt und der Kessel kann nächstens plagen; aber vom carrus navalis her klingen laut und immer lauter die Festschlagschellen.

Ihr Rarrengeläut klingt bis in den Prachtbau des deutschen Parlamentes hinein. Drei Tage hat die erste Lesung der Flottenvorlage im Reichstage gedauert; und wenn man sich stöhnend durch den Wust der von Regierenden und Volksvertretern gehaltenen Reden gearbeitet hat, faßt man an den Kopf und fragt wieder einmal, ob es denn wirklich nöthig ist, einen Palast bauen, erhalten, verwalten zu lassen und das Volk alle fünf Jahre in Wahlwirren zu hegen, — nur, um solchen Resultates sich freuen zu dürfen, nur, um abermals zu hören, was seit Monaten in allen Zeitungen zu lesen war. Da wird erzählt, das deutsche Volk, das jährlich ungefähr sechzig Millionen Hektoliter Bier vertrinkt und dessen Schuldenlast um die Hälfte kleiner ist als die Frankreichs, könne für seine Wehrhaftigkeit neue Opfer nicht bringen. Da wird verkündet, jetzt erst nahe die große Epoche deutscher Macht, deren Glanz alles bisher Geleistete verdunkeln werde, jetzt erst werde der ungeheure Ueberschuß an Nationalkraft lohnende Verwendung finden. Da wird mit rührender Raiwetät von der Möglichkeit gesprochen, die imperialistische Exportpolitik mit einer wirksamen Pflege des Ackerbaues zu verbinden. Da weisen die Wortgläubigen auf eine seit dem Jahr 1898 sabelhaft veränderte Weltlage hin, die doch Keiner von ihnen deutlich definiren kann. Und wenn ein einfacher, nicht zum Redner erzogener Mann aus seinem Herzen keine Mördergrube macht und mit ungelener Zunge sein aus resoluter Ueberzeugung stammendes Sprüchlein sagt, dann geberden die Hörer sich, als sei in einen Philosophenkongreß ein Idiot eingedrungen. Der Deutsche Reichstag ist das heiterste Parlament der Welt; es geht dort immer zu wie auf Kommerßen nach dem Beginn der studentischen Fidelität. Als aber der fränkische Weggermeister Leonhard Hilpert über die Flottenvorlage sprach, da erinnerten die Erwählten sich wahrscheinlich, daß auch der bayerische Weggersprung zu den Karnevalsvergünstlichkeiten gehöre: sie johlten, brüllten, freischten, daß man sich in eine Branntweinschänke versetzt glauben konnte. Und was hatte der Unselige gesagt, der so lästerlich verhöhnt wurde? Er war ehrlich gewesen, hatte, ein Bischen plump, wie es eben eines Bauern und Dorfweyggers Art ist, ausgesprochen, was mindestens ein Drittel der Reichstagsabgeordneten denkt, aber scheu in des Busens Tiefe bewahrt. Herr Hilpert erklärte, ihm und seinen Freunden vom bayerischen Bauernbund gehe es so schlecht, daß sie nicht in der Stimmung seien, in Berlin

die Patrioten zu spielen und Geld für Schiffe zu bewilligen, deren Bau den Großhandel nur noch mehr auf Kosten der Landwirtschaft begünstigen müsse. Wenn neue Handelsverträge ihre Lage besserten, würde auch ihr Patriotengefühl sich wieder erwärmen; und wenn Andere die Schiffe bezahlten, seien die bayerischen Bauern bereit, für die Vorlage zu stimmen. Im Grund ihres Herzens denken fast alle Erwählten und Wähler so; ubi bene, ibi patria, sagte schon der liberale Herr Cicero; und für ein Land, wo es ihm schlecht ging, hat selten wohl Einer freiwillig Gut und Blut hingegeben. Man setze den Fall, ein Minister oder Staatssekretär spräche heute zu einem Großindustriellen: „Wir brauchen, da wir die Landwirtschaft für unser wichtigstes Gewerbe halten, einen Kornschutzzoll von sieben Mark. Um ihn durchzusetzen, werden wir einige Erschwerungen unserer industriellen Ausfuhr in den Kauf nehmen müssen, die auch Sie empfindlich spüren werden. Aber es handelt sich um das Ihnen bekannte allgemeine Interesse und ich erwarte von Ihrem bewährten Patriotismus unbedingte Zustimmung.“ Der also Angeredete wäre sicher gewandter als der windsheimer Schlächtermeister; er würde von seinem für den Massenexport eingerichteten Betrieb, in den er sein ganzes Kapital gesteckt habe, und von den gegen ein großes Arbeiterheer übernommenen Pflichten sprechen, die Folgen einer durch falsche Zollpolitik heraufzubeschwörenden industriellen Katastrophe anschaulich schildern und nicht eher ruhen, als bis die Excellenz ganz genau wüßte, daß da nichts zu machen ist. Wie unendlich schneller würde der parlamentarische Apparat arbeiten, wenn immer so bündig, so ohne Phrase und konventionelle Lüge geredet würde, wie es Herr Hilpert that! Dann brauchte Herr Diederich Hahn nicht einem Kollegen den Wunsch zuzuraunen, das Centrum möge „die gräßliche Flotte“ ablehnen, während er selbst mannhaft für jede geforderte Panzerplatte und Schiffsschraube stimmt, und der alberne Heuchlervorwurf, der Gegner treibe „Interessenpolitik“, würde bald verstummen. Interessenpolitik ist immer getrieben worden und wird, wie auch die Formen des ideologischen Ueberbaues sich ändern mögen, immer getrieben werden. Das wirtschaftliche Interesse der einzelnen, gegen die Konkurrenz stärkerer Staaten nicht mehr leistungsfähigen Stämme hat vor dreißig Jahren die Reichseinheit entbunden, nicht, wie Graf Posadowsky meint, die Schwärmerie lyrisch gestimmter Seelen. Das ist auch ganz gut. Die Zahl der für das Reich Schwärmenden ist im deutschen Süden wohl recht spärlich geworden; so lange der Bayer, der Pfälzer und Schwabe aber ein in klingende Münze prägbares Interesse daran hat, einer großen, geachteten und gefürcht-

teten Firma von Weltruf anzugehören, braucht uns um den inneren Bestand des Reiches nicht allzu bang zu werden.

Diese Firma will ihren Geschäftsbereich jetzt erweitern. Die Chefs glauben, es nahe eine Zeit, die Friedrich Hegel in seiner geistreichen Schrift „Das Meer als Quelle der Völkergröße“ eine ozeanische Epoche, im Gegensatz zu den kontinentalen, nennt. Sie sehen, daß es von Jahr zu Jahr schwerer wird, für die mühsame und schlecht rentirende Landarbeit das nöthige Leutematerial zu finden. Sie sehen eine in ungeheure Umsänge hineingewachsene Industrie, der, weil sie reichlicher als die Landwirthschaft lohnen kann und ihre Arbeiter in große Gruppen zusammenspercht, die brauchbarsten Kräfte zuströmen und die längst nicht mehr für einen vorhandenen Bedarf produziert, sondern, um fortbestehen zu können, neue Bedürfnisse wecken, neue Märkte erobern muß. In diesem Bemühen wollen die Regirenden sie unterstützen. Der Europäer, so rechnen sie, wird überhaupt nicht mehr lange Ackerbau treiben; er ist zu intelligent und zu anspruchsvoll, um im Winter stumpf am Herd zu sitzen und sich vom schmalen Ertrag der Sommerarbeit kärglich zu nähren. Die riesige Exportindustrie können wir, ohne die Gefahr einer in ihren Folgen unabsehbaren Katastrophe herauszubeschwören, nicht opfern: also müssen die Bauern bluten und sich mählich in die industriellen Formen der neuen Zeit eingewöhnen. Um die Industrie vor Krisen zu schützen, müssen wir ihre wichtigsten Gebiete durch Staatsaufträge auf Jahrzehnte hinaus sichern. Also: bauen wir recht viele und recht große Kriegsschiffe; die brauchen wir ja doch, um unsere Konkurrenten von den Weltmärkten zu drängen, um die schwarzen und gelben Menschen zur Arbeit für uns zu zwingen und, nach Treitschkes Wort, eine Massenaristokratie der weißen Rasse zu schaffen. In den ozeanischen Epochen ist mit Landheeren nicht mehr viel anzufangen; die Kriege solcher Epochen sind kapitalistisch zu führen. Ein gepanzertes Linienschiff kostet ungefähr zwanzig Millionen. Wenn wir durch unsere Rüstungen reichere Konkurrenten nöthigen, für neue Schiffe zehnmal zwanzig Millionen auszugeben, so haben wir ihr für den Handel verfügbares Kapital um zweihundert Millionen vermindert; und wenn wir ihnen ein Linienschiff zusammenschießen, so haben wir ihnen einen empfindlicheren Schaden zugefügt, als er auf kontinentalen Schlachtfeldern mit einem Schlag möglich wäre. Wer weiß denn, wie ein moderner Landkrieg aussehen würde und ob nicht jedem Industriestaat auf bestimmter Stufe ähnliche Erfahrungen beschieden wären, wie England sie jetzt in Südafrika macht? Die heutigen Händlerimperien können einander nur noch kapitalistisch bekämpfen. Deshalb müssen

sie auf jede Weise ihre Kapitalkraft zu steigern versuchen, die Bodenfrüchte möglichst billig aus rückständigen oder tropischen Ländern beziehen und, mit Hilfe der besten Maschinen, nur die feinere Arbeit leisten, in der immerhin der Wettbewerb noch beschränkt ist. Wenn ganz Deutschland dann aussieht wie Bochum, Birmingham, Charleroi, wenn überall Schornsteine qualmen, wenn die Vatifundien zu Landsitzen reicher Fabrikanten geworden sind und die letzten intensiv bewirthschafteten Bauerngüter in Pommern und Ostpreußen so neugierig betrachtet werden wie jetzt die als Kuriosität erhaltene letzte Farm in New-York, — dann werden die Briten ätzend bekennen müssen, daß sie besiegt sind, und das irdische Behagen des deutschen Volkes wird dann einen ungeahnten Hochstand erreichen.

Dahin geht die Reise; und man kann weder Herrn Hahn noch Herrn Hilpert verdenken, daß sie nicht mitfahren wollen. Die bayerischen Bauern kümmern sich in ihrer derben Offenheit nicht um berlinische Gunst; die preußischen Bauernführer sind durch Interesse und Betternschaft an den Hof gekettet, sie möchten den Kaiser nicht kränken, dessen Minister sich rächen könnten, und stimmen deshalb für die Flotte, die sie im stillen Kämmerlein zum Hannibal Fischer wünschen. Wenn aber Herrn Hilpert auf seine verständige Frage, was man denn eigentlich mit den Schiffen wolle, vom Bundesrathstisch eine klare und bündige Antwort geworden wäre, dann hätten wohl, in Erkenntniß der drohenden Lebensgefahr, auch seine preußischen Berufsgenossen auf ihre kläglich kleinen Diplomatenkünste verzichtet. Und mit ihnen hätte Mancher, der vielleicht bedächte, daß es außer den Briten noch Yankee, Russen, Japaner und Chinesen giebt, sich vor der Fahrt ins Ungewisse geschaut. Doch dazu kam es nicht, — durfte es um keinen Preis kommen. Statt das Ziel zu enthüllen, stellen die Regirenden sich, als könnten sie auf dem einmal beschrittenen Wege für den heimischen Ackerbau überhaupt noch etwas Wirkfames thun und als wüßten sie nicht, daß mit jedem neuen Jahr das Exportinteresse mächtiger in den Vordergrund treten muß. Sie reden von der Wahrung des deutschen Ansehens, von der Nothwendigkeit, den gewaltig vermehrten Handel Deutschlands kräftiger zu schützen, und von der „seit zwei Jahren völlig veränderten Weltlage“. Diese ganze Phraseologie ist leicht zu durchlöchern. Um das deutsche Ansehen stand es nie besser als in den Jahren zwischen 1870 und 1890; heute noch zehren wir von dem damals ohne starke Flotte erworbenen Prestige. In der selben Zeit hat auch unser Handel seine internationale Machtstellung erlangt; er ist ohne Marineschutz groß, allzu groß und über die Bedarfsdeckung hinaus beutegierig geworden und wird nicht mehr geschützt sein

als heute, wenn 1917 die Flotten aller konkurirenden Staaten vergrößert sein werden. Noch wunderbarer klingt die Mär von der veränderten Weltlage. Alles, was seit zwei Jahren geschehen ist — die über die Grenzen greifende imperialistische Politik der Nordamerikaner, der hastige Wettbewerb der Russen, Briten, Japaner und Jankes auf den ostasiatischen Märkten, der südafrikanische Krieg, der die Engländer die Gefahren einer Abhängigkeit des Reichscentrums von der Peripherie kennen lehrt, und Rußlands rascher Erfolg in Persien —, kann doch nur von einem Unternehmen abschrecken, das vor hundert Jahren, als England ohne Konkurrenz da stand, leicht und profitlich war, bei dem nun aber das Risiko täglich wächst und die Reibungsmöglichkeiten sich ins Unermessliche steigern. Auf ein solches Unternehmen wird ein ernsthaftes, den eigenen Lebensinhalt achtendes Volk sich nur einlassen, wenn es das Ziel klar erkannt, Gefahr und Gewinnhoffnung sorgsam gegen einander abgewogen hat. Es ist Herr seiner Geschichte; aber es hat seiner Kinder zu denken und darf sich nicht im Nebel auf die Abenteuerfahrt schleppen lassen.

Das Seefahrerwesen, so sagt man uns, bedeutet für jedes Volk ein erzieherisches Moment von hohem Werth; und die Weltpolitik zeigt der Nation, die nicht nur von der Erinnerung an Friedrich, Blücher und Bismarck leben kann, ein neues Ziel, nach dem zu steuern sich lohnt. Das klingt gut und ist zum Theil gewiß auch richtig, — trotzdem die Tage der Seefahrerromantik dahin sind und man wohl behaupten kann, daß auch in der deutschen Heimath noch lohnende, unerreichte Ziele sichtbar bleiben. Wenn das Volk sich nach reiflicher Ueberlegung von seinen Wurzeln löst, so mag es und muß es sein Schicksal vollenden. Solchen Entschluß aber faßt man nicht in einer Stimmung, die wohlwollende Beurtheiler vielleicht Begeisterung, andere Faschingslaune nennen werden. Wo sind denn die klaren Sinnes Begeisterten? Auf den deutschen Aekern, in den Bergwerken und Maschinenfälen sind sie nicht zu finden. Die Mehrheit will von der Reise nach Greater Germany nichts wissen; die winzige Minderheit der Interessirten aber rollt rastlos den Schiffswagen durch die Straßen und verkündet das Nahe beglückender Wunder. Ist sie stark genug, dann wird sie ihren Willen durchsetzen und mit dem Gewinn auch den Haß der in gefährvolle Abenteuer Verstrickten auf sich laden. Zeit aber wirds, daß die kindische Karnevals lust endlich weicht, die zu dem ernstesten Gegenstande nicht passen will. Die Reichstagsserörterungen haben Schlauraffen und Narragoniern noch einmal die ersehnte Fidelität beschert. Nun sollte das Narrenschiff aus Deutschlands beschneiten Auen verschwinden, ehe der letzte Februartag uns den grämlichen Aschermittwoch bringt.

In Nordamerika.

Offen muß ich gestehen, daß ich mit gemischten Gefühlen den Boden der Union am Niagara betrat, mit Gefühlen, unter denen die Sympathie kaum vorherrschte. Die Art, wie der Yankee mit seiner Mutter und fortwährenden Blutspenderin Europa umspringt, seine brutalen Zölle, seine naive Selbstüberschätzung, seine politische und chauvinistische Leidenschaftlichkeit, bei der außerdem die Heuchelei gar zu dreist hervortritt, sein religiöser Formalismus und vor Allem sein Kultus des Dollars und der unbeschränkten Herrschaft des individuellen Erwerbes, bei Mißachtung des Staates und der Gesetze, sind am Allerwenigsten dazu geeignet, von vorn herein das Herz eines seiner Bürgerpflichten bewußten Schweizers zu gewinnen. Doch findet Alles in der Welt seine Erklärung, die Kenntniß der Ursachen ändert und mildert das Urtheil und es geht schließlich nichts über den Anschauungsunterricht. Das erfuhr ich einmal mehr in meinem Leben.

Um acht Uhr zwanzig Minuten abends, am sechsten Juli, fuhr ich vom Niagara nach Buffalo, auf dem Erie-See, mit einem schwedischen Guttempfer. In der Umgebung des Bahnhofes jener Stadt konnten wir nun die ekelhaftesten Trinkspelunken der Amerikaner studiren, ungemüthliche Bars, rohe Zingel-Langel der schlimmsten Sorte, wo der Wirth sich auf die Straße begiebt, um die Vorübergehenden in seine Höhle zu loden. Solche Bier- und Schnapskneipen gemeinster Art tragen den pompösen Titel „Saloon“. In den Bars, selbst in kleinen Restaurants, verschmäht es der Amerikaner meistens, sich an einen Tisch zu setzen. Er sitzt an der Verkaufsbank auf einem hohen, runden Schemel, verschlingt rasch die nöthige Nahrung mit Bier oder Whisky — oder auch ohne solche Getränke, da er lieber allein trinkt — und verschwindet wieder. Ich spreche natürlich nicht vom „fashionable“, obwohl es auch auf ihn oft zutrifft.

Um elf Uhr zwanzig abends rastete ich nun im Schnellzug durch Albany nach Worcester, wo ich am Siebenten um ein Uhr ankam. Ich war erstaunt, in Massachusetts überall hübsche, romantische, stark bewaldete Hügel mit netten Dörfern und Farmen zu sehen, denn ich hatte mir das Land viel flacher und eintöniger vorgestellt. In Worcester, einer Universitätsstadt mit etwa hunderttausend Einwohnern, begab ich mich in die große und schöne Irrenanstalt, wo mein Freund und Landsmann Dr. Adolph Meyer aus

Zürich, ein begeisterter und hervorragender junger Irrenarzt und Hirnanatom, Assistenzarzt und zugleich Professor an der Clark-University ist. Er hat dort das beste hirnanatomische Laboratorium Nordamerikas eingerichtet. Rasch keidete ich mich um, denn schon um vier Uhr mußte ich in der Clark-University, die ihr zehnjähriges Jubiläum feierte, einen wissenschaftlichen Vortrag in deutscher Sprache halten. Ich traf dort verschiedene bekannte Gelehrte Europas, unter Anderen die Professoren Mosso aus Turin, Ramon y Cajal aus Madrid, Volkmann aus Wien und Picard aus Paris. Die dort anwesenden Vertreter amerikanischer Hochschulen, worunter ich die Professoren James, Bombitsch, Cowles, Hodge, van Gieson u. s. w. nenne, sprachen und verstanden fast alle Deutsch und man konnte bald den hohen Einfluß der deutschen Wissenschaft auf Amerika merken. Die Feier war vom Professor Stanley-Hall, dem verdienstvollen Philosophen und Präsidenten der Clark-University, geleitet. Abends unternahmen wir eine reizende Schiffstour auf dem gewundenen und beschatteten kleinen Worcester-See; später gab es Empfang und Abendessen an einer schönen, waldigen Stelle. Ich lernte dann auch in der Irrenanstalt, beim Direktor Quinby, zum ersten Male die herzliche und traditionelle amerikanische Gastfreundschaft kennen, die in ihrer offenen, formlosen, von aller Steifheit und Komplimenten völlig freie Art wirklich mustergiltig ist. In den nächsten Tagen folgte ich besonders den hochinteressanten Vorträgen des Professors Ramon y Cajal über die feine Anatomie des Gehirnes und hielt selbst noch einen Vortrag. Am Zehnten wurde den fremden Lehrern der „degree“ feierlich ertheilt und wir hörten größere Reden über die spezieller der Philosophie und Pädagogik gewidmete Arbeit der Clark-University; auf diesen Gebieten hat sich diese Hochschule große Verdienste erworben. Nachher wurde die Feier durch eine schöne Abendunterhaltung im Museum mitten unter den Apparaten und Tafeln geschlossen.

Bekanntlich sind die amerikanischen Hochschulen privater Natur und den Dotationen reicher Bürger zu danken. Daher sind sie auch höchst ungleichwerthig. Manche waren sogar früher auf Schwindel hin gegründet und mußten geschlossen werden, während andere aus „Blutarmuth“ starben. Ihre Abhängigkeit von den Spenden und auch von den Launen ihrer Stifter ist eine böse Seite des Systems. Diese Institute sind „echt amerikanisch“ und illustriren so recht den amerikanischen Geist. Ihr Zweck ist vornehmlich ein praktischer. Der Amerikaner will rasch Thatfachen und Erfolge sehen. Für Theorie und reine Wissenschaft fehlt ihm noch der Sinn so ziemlich durchgehend. In seinem Rasen und Jagen nach materiellen Errungenschaften, in seinen Kämpfen mit Natur und niedrigeren Rassen hat er noch keine Zeit gehabt, einzusehen, daß die Wissenschaft, eben so wie die Kunst, eine „Schöne“ ist, die für sich selbst geliebt und gepflegt sein will, und daß ihre Unterordnung unter materielle,

praktische Ziele eine Herabwürdigung, ja, eine Prostitution bedeutet und böse Früchte zeitigt. Das begreift ein heutiges Yankeegehirn noch nicht oder nur ausnahmsweise. Und wer nicht zum Gros der materiellen Praktiker gehört, Der fällt dann dem Mystizismus, Spiritismus oder sonstigen Thorheiten meistens anheim. Sobald der junge Amerikaner seine praktischen Studien zu Hause vollendet hat, geht er, wenn er Geld und Lust hat, nach Europa, um sich „wissenschaftlich“ auszubilden. Doch ist es meistens zu spät. Er lernt dort gewöhnlich das Biertrinken und die „fesche Wienecin“, weniger aber den wissenschaftlichen Geist kennen; denn dazu fehlen ihm Zeit, Vorbildung und Verständnis.

Trotzdem hat in den letzten Jahren die frühere unglaubliche Oberflächlichkeit und Ignoranz, durch die sich fast durchweg die amerikanischen Arbeiten auszeichneten, beträchtlich abgenommen. Ein konstanter Fortschritt von Jahr zu Jahr ist unverkennbar und beweist, daß der Fehler nicht an spezifischen Eigenschaften des Amerikaners, sondern an äußeren Verhältnissen und Gewohnheiten liegt, die sich allmählich ändern. Das war auch vorauszusehen, denn der Nordamerikaner ist ja nur ein Gemisch von Europäern. Mit Bezug auf Medizin nimmt unstreitig heute die John Hopkins-University in Baltimore den ersten Rang ein und kann in jenen Gebieten mit den besten europäischen Hochschulen konkurrieren. Das Selbe gilt von ihrer Zeitschrift „General and experimental Medicine“. Interessant ist es dabei, die besuchende Rolle der Deutschen und der deutschen Wissenschaft zu beobachten. In den meisten Fällen, wo in den Vereinigten Staaten ernste, Geduld erfordernde, exakte und scharf kritische Forschungen entstehen, kann man bei näherer Untersuchung finden, daß ein ausgewandertes Deutscher (allenfalls ein Schweizer oder Oesterreicher) dahinter steckt, der in seiner Heimath geschult wurde. Der Name des Autors ist nicht immer ein Beweis des Gegentheils, denn es kam vor, daß schlichte, untergeordnete Forscher der Frucht ihrer Arbeit den Namen eines einflussreichen Vorgesetzten oder Kapitalisten geben mußten. Das sind delikate Dinge, für die ich aber Belege habe; doch nomina sunt odiosa. Dies Alles fühlt auch der Amerikaner und hat daher einen unbegrenzten inneren Respekt vor dem deutschen Gelehrten. So versteht man den ungeheuren suggestiven Einfluß der deutschen Wissenschaft in Nordamerika; es ist ihr direkt beschieden, die amerikanische Wissenschaft auszubilden und neuzugestalten. Natürlich ist auch die Rehrseite der Medaille sichtbar; und man sieht da und dort hochnäsige, selbstbewußte, aber wissenschaftlich minderwertige Deutsche in Amerika eine unverdient hohe Stellung einnehmen. Daß es Ausnahmen, Das heißt: wissenschaftlich eifrige und tüchtige, hochbegabte eigentliche Amerikaner giebt, die sich aus eigener Kraft und eigenem Antrieb ausgebildet haben, und zwar in zunehmender Zahl, ist eben so erfreulich wie selbstverständlich, muß aber betont werden, damit man nicht

mißversteht. Doch fehlt den nach amerikanischer Art ausgebildeten jungen Männern die Schulung des selbständigen wissenschaftlichen Denkens ganz und gar. Dieses sollte Denen als Warnung dienen, die unsere akademischen Freiheiten verkürzen und unsere Hochschulen in praktisch-dogmatische Institute, nach Art der Mittelschulen, umwandeln möchten, während umgekehrt gerade diese Schulen einer Reform bedürftig sind. Bei Alledem jammern die ernstesten Gelehrten in Amerika, denn rein wissenschaftliche Verdienste werden selten und schlecht bezahlt, weil nicht verstanden, — und man muß doch leben. Ist man nicht Hochschullehrer, so muß die wissenschaftliche Arbeit so nebenbei unter dem praktischen Titel irgend eines Staatsinstitutes, wie Ackerbau, Departement, Spital und Dergleichen untergebracht werden, wenn der Gelehrte kein reicher Mann ist.

Am zwölften Juli, nach herzlichstem Abschied von unseren so liebenswürdigen Freunden in Worcester, nahm ich direkt den Zug nach Morganton in Nord-Carolina, dessen Ameisen-Fauna und -Biologie ich studiren wollte. Mein Freund Dr. Meyer hatte mich unserem Kollegen Dr. Murph, dem Direktor der nordcarolinischen Irrenanstalt, empfohlen und in sechsundzwanzig Stunden war ich bereits dort. Aus dem gebildetsten und am Feinsten civilisirten Staate der Union, aus Massachusetts, fuhr ich also durch New-York, Philadelphia, Baltimore und Washington nach dem heißen Süden, noch dazu in der heißesten Jahreszeit. Um dem furchtbaren Gewirr der Stadt New-York zu entgehen, hatte, ich ein sogenanntes Transferbillet genommen, mit dem man so ziemlich wie ein Koffer per Wagen vom nördlichen zum südlichen Bahnhof transportirt wird. Der Lärm, die Ueberfüllung mit Wagen, der oberirdische, in den meisten Straßen auf Eisensäulen angebrachte elektrische Tram in jenem Theile einer drei Millionen Einwohner auf ungenügendem Raume zählenden Stadt, sind nicht zu beschreiben; und ich war froh, schließlich wieder im Eisenbahnwagen zu sitzen, nachdem ich noch an einem dreiundzwanzigstöckigen Hause vorbeigefahren war.

Es sei hier bemerkt, daß die Schienen der amerikanischen Eisenbahnen zugleich größer, höher und viel sorgfältiger an einander befestigt sind als bei uns. So schien es mir wenigstens; und daher kann ein Schnellzug mit schrecklicher Geschwindigkeit rasen, ohne daß es ein solches Schütteln und Schwanken giebt wie meistens in Europa. Wenn diese Erklärung falsch ist, will ich meine Unwissenheit gern durch ein besseres Wissen belehren lassen.

Während man nach Süden fährt, ändert sich von Station zu Station die Physiognomie der Städte folgendermaßen, wobei ich besonders die kleineren Ortschaften im Auge habe, denn Philadelphia und Washington sind prachtvolle und besondere Städte: Die Zahl der Neger, die im Norden sehr gering ist, nimmt in erschreckender Weise zu. Hand in Hand damit nehmen

Häuser und Menschen — auch die Weißen und deren Wohnungen — ein immer nachlässigeres, schmutzigeres Aussehen (mit Ausnahme der vornehmen Villen und der Staatsgebäude) an. Immer zahlreicher treten verkommene Holzhäuschen, Negerhütten, schmutzige Trödelbuden, trüg herumlungernde und zerlumpte Menschen aller Farben und Klassen, vorherrschend aber Neger, auf. Lebhaft wurde ich dabei an die Antillen, zum Theil auch an gewisse Plätze des altweltlichen Orients erinnert. Man wird durch diese Aenderung peinlich berührt. Zugleich ändert sich auch die Landschaft. Statt der nordischen Koniferen, Ulmen und Ahorne treten immer zahlreicher die wunderbaren, so mannichfachen Arten amerikanischer Eichen, die Tulpenbäume, die Kastanienbäume, die südlichen Föhren, die Ebenholz-bäume auf und schöne Passifloren schmücken den Eisenbahndamm. Endlich wird die Landschaft hügeliger und bergiger, ohne daß die Siedehitze sich vermindert. Hier beginnen die Erhebungen der südlichen Alleghennies: und die Station Morganton ist da. Ein Neger fährt mich zu dem kaum eine Viertelstunde entfernten imposanten Gebäude der nordcarolinischen Staatsirrenanstalt mit ihren wunderschönen Anlagen.

Was ich von der amerikanischen Gastfreundschaft sagte, trifft in erhöhtem Maße noch, und zwar als alte Familientradition, für den Süden zu. Eine solche Herzlichkeit und breite Gastfreundschaft habe ich bisher höchstens in den seltenen Haciendas Columbiens getroffen, wo sie jedoch durch die Umstände viel näher gelegt wird. Es sei hier meinem lieben Kollegen Direktor Dr. Murphy für seine väterliche Fürsorge und seine vorzüglichen Rathschläge einem ihm bis dahin ganz Fremden gegenüber aufs Herzlichste gedankt. Die geräumige und doch schon zu kleine Anstalt enthält siebenhundert Kranke, sämmtlich Weiße, denn die Neger und Mulatten haben eine eigene Anstalt. Die peinlichste Reinlichkeit, eine musterhafte Ordnung und die Abwesenheit aller Zwangsmittel, fleißige Arbeit, besonders landwirthschaftliche, und große Freiheit für die Kranken zeichnen diese vorzügliche Anstalt aus. In solchen Dingen steht der Süden dem Norden nicht nach; nur in den privaten Verhältnissen des Volkes zeigt sich der Unterschied. Da ich etwas länger in Nord-Carolina verweilte, sei es mir hier erlaubt, Etwas über den viel, aber mit Unrecht geschmähten „Süden“ zu sagen.

Daß die Süd- oder Sklavenstaaten durch den blutigen Befreiungskrieg ökonomisch ruiniert wurden, steht fest. Doch kämpften sie damals zwar für ihr Geld, aber, ohne es zu wissen, gegen ihr Leben. Eine größere Thorheit als die Importation der Neger in die Union hat wohl nie ein Kulturstaat begangen. Es war die Importation eines tödlichen Krebses. Ich führe die eigenen Worte des Herrn Kollegen Murphy an: „Nicht die Neger, sondern wir Weiße sind durch den Krieg befreit worden, befreit vom Schicksal untergehender, nicht mehr arbeitender Sklavenhälter. Wir wurden ruiniert, aber

belehrt. Man müssen wir unser Land durch körperliche und geistige Arbeit vom Fundament an wieder aufbauen, sind aber entschlossen, es zu thun. Es wird Zeit kosten; die Besserung ist jedoch schon überall zu sehen.“

In Nord-Carolina bilden die Neger etwa ein Drittel der Bevölkerung. Immer strenger sondert sich die weiße Rasse, nicht nur in sexueller, sondern in allen Beziehungen, von ihnen ab, weil sie endlich erkannt hat, daß die Mischung ihr Untergang ist. Ist das Gehirn des Negers schwächer, so sind seine Fortpflanzungskraft und das Ueberwiegen seiner Eigenschaften bei den Nachkommen um so mehr denjenigen der Weißen überlegen. Außerdem setzt sein sorgloses und affektiv erregbares Wesen in Verbindung mit starken Trieben und der Affenliebe der Negerinnen für kleine Kinder der schrankenlosesten Kinderproduktion keine Grenzen. Es giebt also nicht nur eine eigene Irrenanstalt für Neger, sondern eigene Eisenbahncoupeés, eigene Wartesäle und so weiter. Kurz, Alles wird gethan, um die strengste Rassensonderung durchzuführen. Die unverkennbare Folge davon ist freilich, daß der Neger, in Folge seiner Unfähigkeit, aus eigener Hirnkraft civilisirt zu bleiben, seinen Schwächen und Leidenschaften immer mehr anheimfällt. Er wird immer träger, alkoholisirt sich immer mehr und wird immer massenhafter das Opfer venerischer Krankheiten, die er sich durch sorg- und schrankenlose sexuelle Exzesse zuzieht. Dadurch steigert sich die Zahl der Verbrechen, besonders der sexuellen Attentate; und auch die Sterblichkeit, besonders bei Kindern, steigt so sehr, daß trotz aller Fruchtbarkeit ihre Zahl im Süden eher ab- als zunimmt, während sie im Norden zunimmt. Diese Verhältnisse haben einen bösen Auswuchs, nämlich das Lynchen verbrecherischer Neger, in den letzten Jahren üppiger als je treiben lassen, einen Auswuchs, den man tief bedauern muß, da er nicht nur inhuman ist, sondern auch viel mehr schadet als nützt. Während meiner Reise wurde eine Bande verbrecherischer Neger, die die Frau eines Weißen genothzüchtigt hatte, kurz und bündig wieder gehängt. Das sind sehr häufige, sittenverrothende Ereignisse, die die Gerichte schweigend dulden oder mit einigen kaum verdeckten Phrasen sanktioniren.

Um jedoch die Sachlage objektiv beurtheilen zu können, muß die Psychologie des Negers und seine Geschichte unter verschiedenen Verhältnissen verstanden werden. Man soll aber nicht vom Kabinet aus theoretisiren, sondern vorurtheillos die Thatfachen prüfen, wozu ich schon früher manche Gelegenheiten hatte. Intelligenz und Kulturfähigkeit dürfen vor Allem nicht mit Zähmbarkeit und Gehirrigkeit verwechselt werden, sonst müßte man zum Beispiel die Rasse höher stellen als den Fuchs und würde dabei schwer irren. Manche stolzen, wilden, intelligenten Menschenrassen sind so wild und kulturfeindlich, daß sie, wie gewisse Beduinen und Rothhäute, an ihrer Wildheit zu Grunde gehen, ohne sonst geistig niedrig angelegt zu sein. Der Neger

ist umgekehrt eminent zähmbar und gelehrig. Er bewundert die Kultur der Weißen, ahmt affenartig Alles nach und eignet sich daher die ihn umgebende Kultur mit großer Schnelligkeit und Leichtigkeit an. Das ist es, was alle naiven, religiösen und oberflächlichen Geister über die Kulturfähigkeit der Neger täuscht. In weißen Schulen, etwa mitten im frommen Neu-England, ist es nicht schwer, allerlei kleine sogenannte Negertwunder, Das heißt: Negerärzte, Advokaten, Pfarrer, Schullehrer und so weiter, zu erziehen, die mit dem ihnen eigenen gefühlvollen und pathetischen Ton weiche Herzen noch mehr erweichen, indem sie wie Papageien, aber mit Negeraffekt und Rührung, Alles nachthun und nachsagen, was man ihnen vorgemacht und eingepaukt hat. Fein und rein gepuzt, höchst anständig erscheint dem Auge des Neulings der so im Norden erzogene Neger. Man wolle jedoch damit den von Franzosen, Engländern, Holländern aufgezogenen Neger vergleichen: überall wird man die selbe unselbständige Nachäffung des Weißen finden. Es ist geradezu drollig, den überlichen und nachlässigen, aber zugleich anmuthigen und frechen Neger der französischen Antille Martinique, wo fast jedes Negerweib eine Prostituirte ist, mit dem steifen, gedrückten, strammen englischen Neger der Antille Trinidad zu vergleichen, wo jedes Negermädchen ein Gebetbuch unter dem Arm und einen geschmacklosen Hut trägt und steif wie ein Brett herumspazirt. Dennoch sind beide nächste Nachbarn aus gleicher Rasse. Ich konnte selbst in sechs verschiedenen Antillen Vergleichen anstellen.

Alles wäre aber noch gut, wenn es so bliebe. Aber — und Das ist des Pudels Kern — der so dressirte Neger ist absolut unfähig, die angelebte Kultur allein zu behalten, geschweige, sie auch nur seinen Kindern zu übertragen, wenn er nicht stets unter weißer Leitung oder weißem Einfluß bleibt. Sich selbst überlassen, fällt er in kurzer Zeit — oder wenigstens fallen seine Kinder — der totalsten urafrikanischen Wildheit anheim. Nur die Mulatten können eine Zeit lang noch eine oberflächliche Kultur bewahren, bis sie selbst bald ganz in das Negerblut zurücksinken. Das lehrt klar und in nicht zu mißdeutender Weise die Geschichte Haitis, der einstigen freien und dann durch die Revolution ganz befreiten französischen Kolonie, deren reine Neger im Innern heute bereits wieder die französische Sprache zu einer Neger Sprache, das Christenthum zum Kultus des Vaudu und die humanitäre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zum Kanibalismus umgestaltet haben. Den selben Weg nimmt die später von begeisterten christlichen, civilisirten, amerikanischen Negern in Afrika gegründete Kolonie Liberia. Und wer, wie ich, die Neger im Innern französischer und englischer Antillen gesehen hat, muß die Ueberzeugung gewinnen, daß nur die Kanonen der Weißen diese Inseln bisher vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt haben.

Man muß mich recht verstehen. Es giebt gewiß recht gutmüthige, treue

Seelen und auch einige bessere Köpfe unter den Negern, doch sind sie so unselbständig, so sorglos, so sehr von den Affekten des Augenblickes beherrscht, so unfähig, weiter, tiefer und konsequenter zu denken, zu fühlen und zu wollen, daß sie absolut keine Kultur erhalten, geschweige ausbilden können und, wenn sie Herren und Meister werden oder gar allein stehen, baldigt der wildesten Barbarei anheimfallen, in der sie alle vorher erworbene Kultur wieder zerstören. Es giebt auch höchst gelehrige, treue und anständige Hunde. Was wird aber daraus, wenn man sie der Wildniß überläßt?

Hier muß ich einem trügerischen, so oft erhobenen Einwand mit aller Energie entgegentreten. Man sagt, auch wir seien früher Barbaren gewesen; man müsse nur den Negern „Zeit“ lassen, sich höher zu erheben und kulturfähig zu werden. Dieser Einwand beruht auf einer Verwechslung angepaßter oder erzeugter Eigenschaften mit den seit Jahrtausenden im Keimplasma fixirten erblichen Potenzen — und Impotenzen. Das ist der Einwand des wissenschaftlich Ungebildeten. Ein Beispiel wird mir helfen. Der heutige Grieche oder Bulgare fiel zum großen Theil durch jahrtausendlanges türkisches Joch der Barbarei wieder anheim und man pflegt zu sagen, es brauche Zeit, bis er die Kultur wieder errungen habe. Als Volk ja, denn es braucht viel Zeit, bis durch Schulen und milde Sitten die Gewohnheiten aller griechischen und bulgarischen Dörfer umgewandelt, bis Hochschulen und deren Lehrer ausgebildet sind und so weiter. Wie unsere „barbarischen“ Ahnen es waren, ist aber an und für sich der einzelne Grieche und Bulgare völlig kulturfähig, und zwar sofort, wenn man ihn von Geburt an in einer centraleuropäischen Familie erzieht. Was „Zeit braucht“, ist nicht die Aenderung seiner Gehirnanlage, sondern die Aenderung der Sitten, Gewohnheiten, Erziehung und Traditionen in seinem Lande.

Total anders, man sieht es nun, liegt die Sache beim Neger. Man hat ja vergeblich für die Bildung jener untergeordneten Menschen, deren Schädel und Hirn noch so viele Merkmale vom pithelantropischen Vorfahren an sich tragen, eine Mühe und Sorgfalt in Kultur und Erziehung, besonders in Amerika, aber auch an anderen Orten verwendet, die besser anderweitig hätten angewandt werden können. Das muß mit aller Entschiedenheit im Interesse unserer gar zu sehr vernachlässigten weißen Rasse gesagt werden. Nach allen Berechnungen der Möglichkeiten einer rationellen phylogenetischen Rassenentwicklung wären wohl viele Hunderttausende von Jahren nöthig, um das Negergehirn auf die kulturfähige Entwicklungsstufe unserer Rasse zu bringen. Unterdessen aber wäre unsere Rasse im noth friedlichen Kampfe ums Dasein bei brüderlicher Vermischung mit der Negerrasse oder einer Subspezies hundertmal von der Erdoberfläche verschwunden und wären die Neger wieder dem gemüthlichsten afrikanischen Kanibalismus anheimgefallen. Es gehört ein gutes Stück optimistischer Blindheit oder religiöser Verbohrtheit dazu, um seine Augen solchen klaren Thatsachen zu verschließen.

Es ist jedoch gar so bequem, wenn man mitten in Ländern sitzt, die die Negerplage noch nicht kennen, den Humanitätapostel zu spielen und mit erheuchelten oder auf Ignoranz beruhenden Entrüstungsphrasen die weißen Bewohner der amerikanischen Südstaaten oder die Buren des Transvaales zu brandmarken. Erst wenn die Negerrasse an Zahl so zugenommen hat wie dort und in Westindien, beginnt sie, ihre schlimmen Natureigenschaften mehr und mehr zu entwickeln, weil der weiße Einfluß an Intensität und Beständigkeit abnimmt. Dann beginnt aber der Kampf ums Dasein und die Südsten haben völlig Recht, ihn zu führen, bevor es zu spät wird. Er soll so human wie möglich, aber fest und konsequent geführt werden. Dem Einwand, man habe den ehemaligen Sklaven gegenüber eine moralische Ehrenschuld zu bezahlen, ist freilich zuzustimmen. Doch soll diese Schuld auf andere Weise, nicht durch Preisgabe der eigenen Kulturrasse, bezahlt werden. Das sind wir wiederum unseren Nachkommen schuldig. Die Neger sollen human behandelt und vor Allem nicht schmachvoll alkoholisiert, aber außer Fähigkeit gesetzt werden, unsere Rasse zu schädigen. Zu ihrem eigenen Wohl sogar müssen sie als Das, was sie sind, als eine durchaus untergeordnete, minderwertige, in sich selbst kulturunfähige Menschenunterart behandelt werden. Das muß einmal deutlich und ohne Scheu erklärt werden.

Im Süden sind übrigens die Gasthöfe miserabel: meist schlecht gebaute Baracken, schmutzig, mit primitiven Möbeln, schlechtem Essen und theuren Preisen. Fast überall wird man von Negern bedient. Eine eigenthümliche Sitte ist die, daß beim Essen eine Negerin oder ein Kind mit einem Palmenblatt oder etwas Ähnlichem die Fliegen vom Tisch wegjagt und zugleich den Gästen Luft zufächert. Vergebens hatte ich mein Moskitoes mitgebracht, denn zu meiner Verwunderung gab es in Nord-Carolina weniger Moskitos als in der Schweiz. Um so abscheulicher wurde ich im Gebüsch von den „Tigos“ oder „Red bugs“, den Larven eines winzigen Koariden (*Trombidium*), geplagt, die nahezu unsichtbar sind, sich jedoch an den Beinen und Armen festsetzen und ein schreckliches, lange dauerndes Jucken — ähnlich den Troaden oder Garapaten (*Leptus*), die ich aus Kolumbien nur zu gut kannte — verursachen.

Chigny.

Professor Dr. August Forel.



Der Krieg.*)

Heilig acht' ich den Krieg:

Krieg mit der Feder, Krieg mit dem Schwert,
 Wo des Germanen schöpferischer Werth
 Selbstbewußt trotzet den wimmelnd Atomen
 Affenentstammter Bastardengnomen.
 Die ewige Lampe durch des Lebens Nacht
 Ist der leuchtende Glaube an ererbte Macht;
 Wir erbt'n Recht und wir erbt'n Pflicht, —
 Und wehe uns, wenns uns an Thatkraft gebricht!
 Weh', wenn nicht immer die Farbe des Blutes
 Zu Wasser verblaßt in dem Auge des Muthes!
 Göttersöhne, wir erstürmen die Welt,
 Nur der Kampf stählt den Krieger, nur der Krieger ist Held.

Unheilig acht' ich den Krieg:

Wenn der German' in verblendendem Wahne
 Gegen Germanen aufrollt die Fahne.
 Das tödtlich geschleudert', vergiftete Erz
 Prallt tödtend zurück ins eigene Herz;
 Wenn wir geraubt den göttlichen Funken,
 Er sank nicht allein, mit ihm sind gesunken
 Die Söhne alle im Schoße der Zeit,
 Künst'ge Erbauer der Ewigkeit;
 Wer scheid, hat gewirkt, doch wer nie geboren,
 Bleibt uns wenigen Edlen auf immer verloren!
 Wenn der German' den Germanen bekriegt:
 Wer auch gewinnt, der Gott ist besiegt.

Wien.

Houston Stewart Chamberlain.

*) Herr Houston Stewart Chamberlain, der begeistert und doch nicht blinde Erforscher des wagnerischen Genies und Verfasser des starken, inbrünstiger Denkkraft entstammten Buches „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“, ein Mann, der auf eigenen Wegen zu der „Bildung des Jahrhunderts“ beigetragen ist und sich dennoch den Willen zum Glauben bewahrt hat, sankt dem Herausgeber der „Zukunft“ diesen christlichen Jorruuf, der ihm „in ~~der~~ mächtigen Aufwallung des Blutes über den südafrikanischen Krieg“ ~~entsünden~~ war.

Die Noth der Handlungsgehilfen.

Der Stand der Handlungsgehilfen hat im Allgemeinen aufgehört, ein Uebergangsstadium zur Selbständigkeit zu sein. Aus eigener Kraft ist dem Handlungsgehilfen die Gründung eines Geschäftes heute kaum noch möglich. Ein starker Bruchtheil verdient kaum mehr, als zur nothdürftigen Fristung des Lebens ausreicht, und von nennenswerthen Ersparnissen kann also keine Rede sein. Außerdem haben die großen Vermögen gewaltig zugenommen und der Abstand zwischen Gehilfen und Prinzipalen hat sich außerordentlich erweitert. Vor einigen Jahrzehnten galt es noch als selbstverständlich, daß der Gehilfe nach einer Reihe von Jahren des Fleißes und der Sparsamkeit in die Lage kam, sich mit Erfolg auf die eigenen Füße zu stellen; jetzt ist daran nicht mehr zu denken. Im Gegentheil: die Zahl der Handlungsgehilfen, denen von vorn herein jede Aussicht auf die Gründung einer unabhängigen Existenz fehlt, nimmt außerordentlich stark zu. Wer nicht außer Ersparnissen andere Mittel zur Verfügung hat, muß damit rechnen, zeitlebens als Handlungsgehilfe zu dienen.

So lange die Gehilfenzeit für den jungen Kaufmann ein Uebergangsstadium vorstellte, hatten Nachteile und Unannehmlichkeiten der dienenden Stellung keineswegs die Bedeutung, die sie gewinnen, sobald es sich um einen Zustand handelt, den der Gehilfe seufzend als einen Dauerverzustand für das ganze Leben ansehen muß.

Nun bemühen sich ja die bestehenden Gehilfenverbände, die Regierungen für gesetzliche Reformen zu ihren Gunsten zu gewinnen, und manche Regierungen wollen auch ernstlich helfen. Aber an der Thatsache, daß sich zwischen dem Gehilfenstande und dem Stande der Prinzipale eine Kluft geöffnet hat, die immer tiefer und breiter wird, kann auch der beste Wille der Regierungen nichts ändern.

Das patriarchalische Verhältniß zwischen Prinzipal und Gehilfen, in dem der Prinzipal väterlicher Freund und Berater des jungen Mannes, der Gehilfe aber der treue Mitarbeiter seines Prinzipales war oder doch sein sollte, hat dem lahlen Verhältniß des Arbeitgebers zum Arbeitnehmer Platz gemacht. Zwischen dem Commis, der daran denken konnte, selbständig zu werden, und dem Prinzipal früherer Tage bestand eine gewisse Interessengemeinschaft; zwischen dem Arbeitnehmer und dem modernen Arbeitgeber ist jedes Band gänzlich zerrissen. Der Handlungsgehilfe ist nur noch ein Lohnarbeiter, der seine Zeit und seine Arbeitskraft verkauft, und sein vornehmstes Interesse ist und muß sein, seine Leistungen möglichst hoch bezahlt zu erhalten. Seltsames Mißgeschick! Je mehr dieses egoistische Interesse zur Geltung kommt und in den Vordergrund tritt, desto mehr sinkt — wenigstens relativ — aus anderen Ursachen die Bezahlung der Dienstleistungen. Trotz dem gewaltigen Aufschwung, den seit mehr als einem Jahrzehnt Handel und Industrie genommen haben, bewegen sich die Gehälter, abgesehen von Ausnahmen, in den altgewohnten Grenzen und nähern sich sogar öfter als früher dem Minimum des Auskömmlichen, — wenn sie nicht gar darunter stehen. Der moderne Geschäftsverkehr kennt und duldet kein patriarchalisches Verhältniß: der Prinzipal verlangt möglichst viele und gute Leistungen für ein möglichst niedriges Gehalt, der Gehilfe strebt nach einem möglichst hohen

Gehalt bei möglichst geringen Leistungen. Der selbe Wegensatz, der auf industriellem Gebiet seit dreißig Jahren zur Organisation der Arbeiter und zu Lohnkämpfen geführt hat, muß auch im Handelsgewerbe dazu führen. Der zum Lohnarbeiter gewordene Handlungsgehilfe sinkt aber sogar unter den Sklaven herab, sobald es dazu kommt, daß er dem dienenden Stand nie entrinnen kann, daß er nichts als eine Sache wird, die, so lange sie Etwas taugt, ausgenützt und dann erbarmungslos bei Seite geworfen wird. Der Sklave konnte sich immerhin loskaufen; er kann es nicht. Gewiß kommt der fleißige und sparsame Handlungsgehilfe auch heute noch in die Lage, von seinem Gehalt Etwas erübrigen zu können; aber man frage nicht, wie viel Das ist: höchstens ein Rothgroßchen, der ihn vor den schlimmsten Folgen einer vorübergehenden Streckenlosigkeit schützen mag.

Selbst wenn es aber auch einer geringen Anzahl gelingt, die zu ihrer Etablierung erforderliche Summe zusammen zu sparen, so ist die aufgewandte Mühe zu groß, die Zeit der Entbehrungen zu lang gewesen. Der Gehilfe ist dann meist über das Alter hinaus, das zur Begründung eines eigenen Geschäftes am Geeignetesten ist. Der Unternehmungsgeist, die Seele jedes kaufmännischen Erfolges, hat sich verflüchtigt und nur ein grämlicher, um seine Existenz und um seine Spargroßchen besorgter Mensch ist übrig geblieben. Die Jahrzehnte lang dauernde Knechtschaft hat ihn jeder Selbständigkeit entwöhnt und seinen Willen gebrochen.

Heute bieten sich dem Handlungsgehilfen in der Regel nur zwei Möglichkeiten einer rechtzeitigen Etablierung. Entweder er wird der Schwiegersohn eines wohlhabenden Mannes oder er ist von Hause aus in der Lage, über ausreichende Mittel zu verfügen. Die erste Möglichkeit ist seltener, als gewöhnlich angenommen wird. Ein Handlungsgehilfe, und noch dazu ein armer, steht auf der gesellschaftlichen Stufenleiter sehr niedrig und hat wenig Aussicht auf eine „reiche Partie“. Erst wenn er etabliert ist und sein Geschäft blüht oder wenn er zu einer anscheinend dauernden und gut bezahlten Stellung gelangt ist, hat er eine bessere Anwartschaft. Ist er von Hause aus bemittelt, so wird er ja häufig noch seine Ersparnisse hinzulegen können. Aber mit dem erdrückenden Wachsthum des Großkapitales und der Großbetriebe wird die Möglichkeit, mit einem relativ kleinen Kapital anzufangen, stark beeinträchtigt. Es kommt hinzu, daß sich die breite Masse der Handlungsgehilfen aus den ärmsten Schichten der Bevölkerung ergänzt. Sie sind meistens Söhne von kleinen Handwerkern, Kleinbauern, Arbeitern, kurz: solcher Leute, denen die Mittel fehlen, ihre Söhne dem Beamten- oder Gelehrtenstande zuzuführen.

Daß sich durch die bedeutende Zunahme der großen Handelsgesellschaften von jeglicher Form auch die Zahl der Stellen bedeutend vermehrt hat, die einer kümmerlichen Selbständigkeit vorzuziehen sind, kommt wenig in Betracht. Es darf aber nicht vergessen werden, daß, um eine solche Stellung zu erlangen, außer persönlicher Tüchtigkeit auch schon Mittel erforderlich sind, sei es zur Hinterlegung einer Kaution, sei es, weil Beteiligung an dem Unternehmen zur Bedingung gemacht wird. Der breiten Masse der Handlungsgehilfen bleiben diese Stellen verschlossen. Und endlich, was das Schlimmste ist: die überwiegende Mehrzahl der Handlungsgehilfen muß bei ehrlicher Selbstkenntniß gestehen, nicht „Kaufmann“, sondern „Commis“ gelernt zu haben. Ihre Lehrgzeit

war eine Dressur zu einseitiger, mechanischer Thätigkeit, nicht aber eine Erziehung zum Kaufmann. Der moderne Geschäftsbetrieb erfordert viele Lageristen, Kontoristen, Fakturisten, Kopisten, — kurz, alle möglichen Spezialisten, jedoch nur wenige allgemein durchgebildete Kaufleute.

Fragen wir nun nach dem Schicksal jener Lohnsklaven, so erfahren wir wenig Erfreuliches. Die Glücklichen unter ihnen haben eine Stellung gefunden, die erträglich ist und ihnen bei bescheidenen Ansprüchen an das Leben sogar die Gründung einer Familie gestatten mag. Sie klammern sich an diese Stellung und werden in ihr alt und grau. Nimmt im Lauf der Jahre ihre Arbeitskraft ab, dann werden sie früher oder später, je nach der geringeren oder größeren Gehuld des Prinzipales, aus ihrer Stellung entlassen. Dann, — wehe ihnen und ihren Familien, wenn sie keine Ersparnisse gemacht haben! Bezahnte Handlungsgehilfen werden von keinem Hause engagirt. Sie sind trotz der Invalidenrente dem Elend überliefert und fallen Verwandten oder der Gemeinbearmenpflege zur Last. Daß solche Vorkommnisse heute noch verhältnißmäßig selten sind, beweist nichts. Die intensivste Entwicklung des Handels und der Industrie dauert noch kein Menschenalter, — noch nicht lange genug, um im Gehilfenstande eine bemerkenswerthe Anzahl von Invaliden der Arbeit erzeugt zu haben. Doch schon das jetzige Jahrzehnt wird dem folgenden mehr als genug davon überliefern und jedes kommende Jahrzehnt in steigender Proportion; es sei denn, daß Mittel und Wege gefunden werden, um dieser zunehmenden Proletarisirung des Gehilfenstandes energisch Einhalt zu thun.

Der moderne Universalbalsam für alle sozialen Schäden, die Staatshilfe, war bisher nicht zu haben. Einsichtige Männer, die die prekäre Sachlage erkannten, haben sich vergeblich darum bemüht. Ich erinnere nur an die Eingabe des verdienstvollen Handelslehrers Weigel in Straßburg an das Reichsbankpräsidium. Er forderte, daß den Angestellten die Möglichkeit geboten werde, zum Zweck der Gründung eines eigenen Geschäftes unter gewissen Vorbedingungen und Kautelen den Kredit der Reichsbank in Anspruch zu nehmen. Das Ansinnen wurde, wie vorauszusehen war, abgelehnt. Die Reichsbank taugt nicht zur Lösung solcher volkswirtschaftlichen Probleme.

Staatshilfe ist nur auf dem Wege der Gesetzgebung möglich; und bis dahin ist ein weiter Weg. So bleibt nur die Selbsthilfe. Die Handlungsgehilfen haben das Recht, sich zur Erreichung wirtschaftlicher Vortheile zu vereinigen. Mögen sie der Noth gehorchen und sich in Verbänden sammeln, deren Ziel es sei, dem Einzelnen wieder den Weg zur Selbstständigkeit zu erschließen.

Eine Kreditgenossenschaft, die über einige Millionen verfügte, könnte für das einzelne Mitglied zwar auch nur nach Maßgabe seines Antheiles eintreten, aber doch sehr viel mehr leisten als der Einzelne allein. Da es ausgeschlossen wäre, daß sich alle Mitglieder zu gleicher Zeit etablirten, könnte die Genossenschaft für das einzelne Mitglied mit einem Vielfachen seines Antheiles eintreten. Eine solche Hilfe wäre wirksam und könnte unter günstigen Bedingungen geleistet werden; der Verwaltungsapparat müßte freilich einfach und billig sein.

Das ganze Gestrüpp von „wenn“ und „aber“, das dem Gedanken an eine solche Kreditgenossenschaft entgegensteht, vollständig zu lichten, muß ich mir natürlich versagen. Ich will nur das Wichtigste streifen. Der nächstliegende Ein-

wand ist, daß die große Masse der Handlungsgehilfen leider nicht die erforderliche Einsicht und Beweglichkeit besitze, um sich spontan zusammenzufinden, und daß der Stand als solcher noch zu wenig „Klassenbewußt“ sei, um einer Agitation, etwa wie unter Arbeitern, Erfolg zu versprechen. Man hat Das in den bestehenden Gehilfenverbänden erfahren, deren Wohlfahrteinrichtungen so lange an Mitglieder-mangel litten, bis der gesetzliche Zwang die fehlende Einsicht und die nirgends fehlende Trägheit ersetzte. So ging es mit der Krankenfürsorge u. s. w. Die Gewichtigkeit dieses Einwandes ist nicht zu leugnen. Aber wenn sich auch die Einsicht von der Nothwendigkeit des Zusammenschlusses nicht bei Allen sofort einstellt, was thut's? Muß der Kampf gegen Unwissenheit und Gleichgiltigkeit nicht überall im Leben durchgeföhrt werden? Sind es zunächst nicht Hunderttausende, die sich zu ihrem eigenen Vortheil führen lassen, so sind es doch vielleicht Tausende, — und ihr Beispiel würde auf die Andern wirken. Ein weiterer Einwand wäre, daß unbemittelte Handlungsgehilfen ein sehr schlechtes Material für eine Kreditgenossenschaft abgeben. Auch Das mag zugestanden werden. Aber sind arme Handlungsgehilfenfähig genug, um große Vermögen verdienen zu helfen, so bräuchten sie es als keine Erniedrigung zu betrachten, wenn unter den Besitzern solcher Vermögen edle Männer gesucht würden, die bereit wären, für ihr Theil an der Lösung einer Aufgabe mitzumirken, die ihren eigenen Stand so nahe berührt.

Der erste Schritt zum Ziele wäre, daß mein Vorschlag im Prinzip als brauchbar befunden würde. Berufener als ich müßten ihn wohlwollend prüfen: und Das habe ich hiermit anregen wollen.

Leipzig.

Bücherrevisor Rudolf Tauber.



In den Ferien.

Abends kam, wie immer, mein Schulkamerad zu mir. Wir wohnten Beide auf dem Lande, nur einige Werst von einander entfernt, und sahen uns täglich. Er war ein hübscher, blonder Jüngling, der mit dem sanften Ausdruck seiner schönen Augen manchem Mädchen den Kopf verdrehte. Ich fühlte mich durch seinen unerschütterlichen Gleichmuth und seine Geistesgegenwart zu ihm hingezogen. Diesmal kam es mir vor, als ob ihm Etwas fehle; er sah mir nicht ins Gesicht und kloppte seine Stiefel nervös mit der Reitgerte. Ich getraute mich nicht, ihn nach dem Anlaß seiner Verstimmung zu fragen; er fing aber selbst davon zu sprechen an.

„Weißt Du,“ sagte er, „mir ist heute etwas Dummes passiert.“ Ich war erstaunt, denn es schien mir fast unglaublich, daß einem Menschen, der sich so sehr zu beherrschen im Stande war, etwas Dummes passiert sein könne.

„Es brannte heute bei uns,“ fuhr er fort „eine Hütte ist abgebrannt“

„Und Du bist vielleicht gar in die Flammen gesprungen?“ unterbrach ich ihn etwas ironisch.

Er zuckte die Achseln und mir schien, daß er erröthete. Aber vielleicht war es auch nur der Schein der untergehenden Sonne.

„Hans, der beim Bauern auf dem Boden lagerte, war in Brand gerathen und bald darauf auch das Dach. Ich las gerade einen interessanten Artikel von Léon Say, aber beim Anblick der schwarzen Rauchwolken und der Funken, die aus dem Gehüll emporwirbelten, packte mich eine alberne Neugier und ich lief auf die Brandstätte. Die meisten Leute waren auf dem Felde, nur wenige waren zugegen: zwei alte Weiber, die laut über das Unglück jammerten, die Frau des Organisten, die mit dem Bilbe des Heiligen Florian das Feuer besprach und ein Bauer, der verstört eine leere Wasserkanne in den Händen hielt. Ich hörte, daß die Hausthür verschlossen und der Besitzer mit seiner Frau bei der Feldarbeit sei . . . Da hast Du die schöne Bauart! dachte ich. Das Haus flackert auf, wie wenn es mit Schießpulver bestreut wäre . . . Einige Minuten später brannte es schon lichterloh und die Hitze war so sengend, daß ich unwillkürlich einige Schritte zurücktrat. Inzwischen waren doch noch einige Leute hinzugekommen. Die Einen fingen an, die Thür, die noch Stand hielt, mit Äxten zu bearbeiten, Andere gossen Wasser aus Kübeln; aber sie durchwühlten nur die Umstehenden und kein Tropfen kam ins Feuer. Sie waren trotzdem eifrig bei ihrer Arbeit und warfen sogar eine alte Frau um. Ich stand dabei, ohne Etwas zu sagen oder zu thun. Die anderen Gebäude waren nicht in Gefahr und die Hütte war nicht mehr zu retten. Plötzlich rief Jemand: ‚Drin ist ein Kind, der kleine Stasiel!‘ ‚Wo?‘ fragte man. ‚In der Hütte, es schläft im Korbe am Fenster . . . Schlagt nur die Scheiben ein und Ihr könnt es lebend herausholen.‘ Aber Niemand rührte sich. Das Strohdach war schon heruntergebrannt und die Balken glühten wie Eisen in der Schmelze.

Als ich Das von dem Kinde hörte, schlug mir das Herz zum Zerpringen. Wenn Niemand geht — dachte ich —, so werde ich gehen . . . Um den Knaben zu retten, brauche ich eine halbe Minute. Es ist noch Zeit . . . Aber diese entseßliche Bluth!

„Na, rührt Euch doch“, schrien die Weiber. „Ihr Feiglinge! Ihr seid ja nicht werth, daß Ihr Bauern seid!“

„So lauf’ Du doch selber ins Feuer, wenn Du so klug bist!“ höhnte Einer aus der Menge. „Das ist der sichere Tod und das Kind, das schwach wie ein Hähnchen ist, lebt ohnehin nicht mehr.“ . . .

Schön! dachte ich. Niemand geht und ich besinne mich noch? Wozu, flüsterte mir die Vernunft zu, willst Du Dich einem solchen Abenteuer aussetzen? . . . Weißt Du, ob das Kind noch an dem selben Platze liegt? . . . Vielleicht ist es aus dem Korb gefallen? . . . Die Balken waren verkohlt und fingen an, mit dumpfem Krachen zusammenzubrechen.

Aber man muß sich doch hineinwagen . . . Das Kind darf nicht hilflos verbrennen . . . sprach mein Herz. Wahrscheinlich lebt es gar nicht mehr, antwortete die Vernunft: Da wäre es ja beinahe um den Angug schade, dem

man sich verderben wird. . . . Von fern her tönte ein fürchterlicher Schrei. Eine Frau rief: „Rettet das Kind!“ „Haltet sie!“ war die Antwort. „Sie wird in die Flammen springen und umkommen.“ . . .

Ich hörte hinter mir schreien und ringen: „Rast mich!“ . . . Es ist mein Weib. . . . „Nicht, Frau!“ . . .

Ich konnte nicht länger unthätig bleiben und stürzte auf das brennende Gebäude zu. Ein erstickender Bluthauch umgab mich, ich schluckte Rauch, das Dach krachte über mir zusammen und durch den Schornstein prasselten die Ziegelsteine herunter. Ich fühlte, wie meine Haare verengt wurden, und wich zurück. Welche dumme Sentimentalität! sagte ich mir ärgerlich. Um ein Häufchen Menschenasche wolltest Du ein Scheusal aus Dir machen? Außerdem würde man nur sagen, Du habest auf billige Art den Helden spielen wollen! . . .

Da stieß mich eine kleine Person bei Seite und lief geraden Wegs in das Feuer hinein. Ich hörte das Klirren einer eingeschlagenen Scheibe, und als der Wind plötzlich die Rauchwolke in eine andere Richtung legte, sah ich durch das Fenster, daß sie gebückt ganz hinten im Zimmer stand. Ich konnte ihre schmutzigen Fäße sehen.

„Was thust Du, Wahnsinnige?“ rief ich. „Dort liegt eine Leiche, aber kein Kind.“ „Jagna! Hierher!“ rief Jemand aus der Menge.

Die Balken stürzten zusammen und eine Garbe von Funken sprühte zum Himmel auf. Das Mädchen verschwand im Rauch und mir wurde es Nacht vor den Augen. „Ja — gna . . .“, wiederholte die weinende Stimme.

„Gleich! gleich!“ . . . hörte ich das Mädchen antworten, das zurückkam und mich im Vorbeigehen streifte. Es trug den Knaben auf dem Arm. Er war erwacht und schrie aus Leibeskräften.“

„Wo lebt das Kind?“ fragte ich.

„Natürlich, es ist munter und gesund.“

„Und das Mädchen ist seine Schwester?“

„Ach bewahre!“ antwortete er. „Es ist ganz fremd hier, dient sogar in einem anderen Hause und ist höchstens fünfzehn Jahre alt.“

„Und dem Mädchen ist nichts geschehen?“

„Es hat sich die Haare und das Kopftuch etwas verbrannt. Als ich hierher kam, sah ich es vor seiner Thür sitzen; es schälte Kartoffeln und summt ein Liedchen vor sich hin. Ich suchte nach einigen Worten der Anerkennung, aber plötzlich kam mir der Gedanke an die Entschlossenheit des Mädchens und an meine feige Vernünftigkeit und ich schämte mich so sehr, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. . . . Ja, so sind wir!“ fügte er hinzu und hieb mit seiner Reitgerte über die Gräber am Wege.

Am Himmel blinkten die ersten Sterne; ein kühler Wind trug uns das Quaken der Frösche und das Geschrei der über den Weiher hinflatternden Wasserdogel zu.

Gewöhnlich schmiedeten wir um diese Zeit heroische Pläne für die Zukunft; heute blieben wir Beide stumm. Mir schienen aber alle Wünsche um uns her zu klüftern: „Ja, so seid Ihr!“



Smith, Marx und Wendstern.

Der berliner Privatdozent Adolph von Wendstern hat eine Broschüre zu Gunsten der Flottenverdoppelung geschrieben.^{*)} Seine Schrift zeichnet sich durch mehrere wesentliche Vorzüge aus. Sie ist niedlich brochiert, reizend gedruckt und jedem Kapitel ist ein sinniges Citat aus Goethe, meistens aus dem zweiten Theil des Faust, vorgelegt. Ferner ist die Schrift nicht mit Ziffernmaterial besäwert, das dem Leser geistige Arbeit zumuthen würde, und endlich enthält sie einige so ehrfürchtige Verbeugungen vor Karl Marx, daß einem Sozialdemokraten darob das Herz im Leibe lachen kann. Neben so wesentlichen Vorzügen hat die Schrift aber auch einige unwesentliche Schwächen. Ich bin nun einmal ein kleinlicher und neidischer Mensch; und so möge man mir verzeihen, wenn ich mich bei diesen Schwächen ein Wenig aufhalte.

Herr von Wendstern hat sich vorgenommen, Wölfe und Schafe, manchesterliche Großkapitalisten und sozialdemokratische Proletarier, in der Hürde der Flottenvergrößerung friedlich zusammenzubringen. Wie macht man Das? Sehr einfach: man beweist die Nothwendigkeit des Marinismus aus Adam Smith und Karl Marx zugleich. Und wie macht man Das? Ungeheuer einfach! Adam Smith spricht von der Arbeitstheilung in der Manufaktur, Karl Marx spricht gelegentlich von der Arbeitstheilung zwischen den verschiedenen Produktionszweigen in der kapitalistischen Gesellschaft. Er hat allerdings auch viel von Ausbeutung und Klassenkampf gesprochen, aber Das sind unerhebliche Dinge. Also: es giebt eine Arbeitstheilung zwischen den einzelnen Arbeitern in der Werkstatt, siehe Adam Smith; es giebt eine Arbeitstheilung zwischen den einzelnen Berufsklassen in der Gesellschaft, siehe Karl Marx; folglich — so dozirt Herr von Wendstern triumphirend — giebt es auch eine Arbeitstheilung zwischen den verschiedenen Nationen.

So schief dieser Gedankengang und so willkürlich diese Aneinanderreihung disparater Vorstellungen auch ist: das Fazit könnte man sich dennoch gefallen lassen. Denn es bedeutet das Recht jeder einzelnen Nation auf selbständige Existenz, allgemeine internationale Rücksichtnahme, Handelsverträge, Schiedsgerichte als völkerrechtliches Tribunal, Erkennung der Angriffsheere durch defensiver Willigen, kurz: den Ewigen Frieden. Aber Das interessiert unseren Autor ja gar nicht. Auf diesem Weg glaubt er nicht an „sein“ Ziel zu kommen. Also „Links um kehrt!“ und statt des Weltfriedens neue Einienischiffe . . . Für diese jähe Schwemlung muß nun wieder Karl Marx herhalten, nämlich die marxische Theorie von der Konzentration des Kapitals. Ist einmal die kapitalistische Produktionsweise im Gange, so lehrte der große Sozialist, dann konkurriren die einzelnen Kapitalisten unaufhörlich mit einander. In diesem Konkurrenzkampf siegen die Großen über die Kleinen und die Größten wieder über die Großen und so konzentriert sich das Eigenthum an den Produktionsmitteln schließlich in den Händen einer stetig zusammenschrumpfenden Zahl von Riesenkapitalisten. Was hat Das

^{*)} „Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen.“ Adam Smith, Karl Marx und Seemacht des Reiches. Von Adolph von Wendstern. Berlin 1900, Verlag von Hermann Walther.

mit den neuen Dampfschiffen zu thun? Sofort, meine Herrschaften! Geschwindigkeit ist keine Dazerai. Man substituirt in dem Konzentrationschema dem Wort „Kapitalist“ das Wort „Nation“, — und alles Weitere ergibt sich von selbst.

Wie der Fabrikant Schulze die armen kleinen Handwerker Müller und Schumann niederkonkurriert, sie zum Bankerott treibt und ihr Inventar für einen Schandpreis ankauft, um endlich als alleiniger Beherrscher des Marktes dazustehen — so fällt das unbefiegbare England über San Marino, Vichstenstein, Monaco, Deutschland und ähnliche wehrlose Kleinstaaten her, schließt sie durch ungerechte Handelsverträge, die ihm seine unüberstehliche Kriegsmacht zu diktiren gestattet, vom Weltmarkt aus, nimmt ihnen ihre „Produktionsmittel“ — Das heißt: ihr Territorium — ganz oder zum Theil ab, — und Deutschland wird „proletarisirt“! Englands freihändlerische Exorbitationen, die Politik der offenen Thür, die es für seine kolonialen Besitzungen zu befolgen pflegt, die zollpolitische Selbständigkeit seiner autonomen Kolonien, vor Allem Kanadas: das Alles kümmeret Herrn von Wendstern nicht. Daß in Wirklichkeit nicht der englische Handel den deutschen, sondern umgekehrt der deutsche Handel den englischen verdrängt, sogar in England selbst, diese Thatsache genirt ihn eben so wenig. Doch halt! Ich will nicht ungerecht sein. Wendstern hält es nicht gerade für ausgemacht, daß England der Unhold sein werde, der den armen Däumling Deutschland verpreist. Es könnte auch Amerika sein, das sich in Kuba als ein gefährlicher Eroberer erwiesen habe, oder Rußland. Daß Amerika in Kuba nichts gethan hat, als daß es ein Stück von einem faulenden Reichthum löste, daß es jedoch dem zwar barbarischen, aber lebensfähigen kleinen Volk der Tagalen gegenüber seine Unfähigkeit, eine Erobererrolle zu spielen, unzweideutig offenbart hat, stört Herrn von Wendstern nicht. Und daß Rußland, um seine unreife Industrie halbwegs auf die Höhe der Zeit zu bringen, alle erforderlichen Requisiten dazu aus dem Westen bezieht, Kapital, Unternehmer, Werkführer, Vorarbeiter und Maschinen, und daß an diesem Import Deutschland in hervorragender Weise theilhaftig ist: Das verschweigt Herr von Wendstern. Und daß Rußland vor Allem eine Landmacht ist und dem Deutschen Reich eine Landgrenze von enormer Länge zulehrt; daß ein zukünftiger Krieg zwischen Deutschland und Rußland zu Lande, auf polnischem Gebiet, ausgesfochten werden müßte: davon scheint er keine Ahnung zu haben.

Aber verdient dieser Herr, der wohl bald Professor werden wird, wirklich eine ernsthafte Widerlegung? Warum soll er mit dem Namen eines Karl Marx nicht jeden Mißbrauch treiben, wenn es ihm nützlich dünkt? Warum soll er nicht — siehe Seite Zwanzig seiner Brochure — Kantöky einen wahnwitzigen Wunsch unterschreiben, den Dieser nie gehegt oder geäußert hat? Alles Das dient dem selben Zweck. Ohne Zweifel auch, was er auf Seite Zweiundzwanzig schreibt: „Die deutsche Auswanderung in fremde Staaten hat in der letzten Zeit erheblich nachgelassen; zum Theil deshalb, weil die starke natürliche Bevölkerungszunahme in den anderen Staaten überall praktische Maßregeln irgend welcher Art hervorgerufen hat, sich der fremden Einwanderung von Arbeitern gegenüber zu schließen.“

In Wirklichkeit ist die Ursache der verminderten überseeischen Auswanderung darin zu suchen, daß die Industrie in Europa selbst, vor Allem in Deutschland, vermehrte Arbeitslegenheit bietet. In Wirklichkeit ist in Frankreich eine „natürliche Bevölkerungszunahme“ überhaupt nicht vorhanden; Frankreich ist viel-

mehr, um die Lücken seines Geburtendefizits zu decken, auf die Einwanderung italienischer, belgischer und deutscher Arbeiter angewiesen. In Wirklichkeit sind in den Städten und Industrieorten der Schweiz bis zu fünfzig Prozent aller beschäftigten Arbeiter Deutsche. In Wirklichkeit finden deutsche Arbeiter ungehindert Beschäftigung in Oesterreich, in Rußland, in Dänemark, in Holland, in Belgien, vor Allem aber zu Tausenden im Gebiet des neuesten „Erbfeindes“, in England. Und zwar ist es einem tüchtigen deutschen Schreiner nicht selten möglich, in London besseren Lohn zu erhalten als daheim; ganz abgesehen davon, daß in den meisten englischen Fabriken die Arbeiter mit mehr Achtung und Höflichkeit behandelt werden, als es in Deutschland üblich ist. In Wirklichkeit ist ferner die Einwanderung fremder Arbeiter nach Nordamerika nur erschwert, nicht unmöglich gemacht, während jüngere Kolonialstaaten, wie Kanada und Brasilien, die Einwanderung fremder Arbeiter nach wie vor systematisch begünstigen und die friedliche Kolonisationsarbeit deutscher Einwanderer in Südbrasilien wächst und gedeiht. Denen um Heren von Stamm möchte es freilich sehr behagen, wenn sie den deutschen Arbeitern sagen könnten: Der Ausweg der Auswanderung ist Euch abgeschnitten, kein Mensch in der Welt außer uns hat mehr ein Stück Brot für Euch übrig: Ihr müßt unsere Bedingungen annehmen oder verhungern! Aber zwischen solchen Wünschen und den Thatfachen klafft ein Abgrund. Jedem, der einen starken Magen hat, empfehle ich, auf Seite fünfzig und zwei- und fünfzig selbst nachzulesen, welcher Unverdaulichkeiten der Autor fähig ist. Und denen, die Sinn für Humor haben, empfehle ich die Lecture der beiden letzten Kapitel, worin Herr von Wendtstern, seiner von der Zuchthausvorlage her bekannten Methode getreu, die Forderungen der Regierung noch um einige Walfischlängen überholt: statt einer Flottenverdoppelung will er eine Flottenvervielfachung, statt eines neuen Flottengesetzes eine Novelle zur Verfassung, die die progressive Vergrößerung der Kriegsflotte bis auf münchhausenische Dimensionen ein- für allemal vorsähe! Wenn dem Reichstag nicht mehr patriotische Opfer zugemuthet würden, als die jetzige Regierungsvorlage fordert, dann „würde sich der Reichstag schlecht behandelt fühlen“. Also spricht Herr von Wendtstern und ich will durch kein kommentirendes Säzchen die Wirkung dieser Worte schwächen.

Büsch.

Dr. Ladislaus Gumpłowicz.



Berlin und Teheran.

Stadt und Land dröhnen von „volltönendem Geschwäg, ganz leer an Gedanken“, die Gymnasialdirektoren haben ein neues Thema für Schulfeiern gefunden und an den Hochschulen wetteifern die Herren Professoren und anderen Dozenten um die Palme des Redepatriotismus. Die Börse — wesentlich praktischer — hegt und pflegt das neue Motiv für Hausspekulationen, das die „Aussichten der Flottenvorlage“ bieten, und die Gruppe westdeutscher Industrieller, die sich den Namen des Nachtfluchs zugezogen hat, glüht ihr Eisen tapfer im Feuer. Mit

Ausnahme des Proletariates, das, so weit der Arm der Sozialdemokratie reicht, die neue Heilsbotschaft kräftig zurückwies, trainirt sich jetzt ganz Deutschland auf Weltmacht und Weltwirtschaft. Der Handel aber mag staunen, welches eifrige Interesse seinen Expansionsbestrebungen plötzlich überall zugewandt wird; sonderbar freilich, daß der Außenhandel die alleinige Gewähr für das weitere Blühen Deutschlands bieten soll und daß gerade seine Schutzbedürftigkeit, von der die Interessenten bisher nie Etwas verlauten ließen, ausposaunt wird, während die Rufe um Hebung des Binnenhandels heute, wie seit Jahrzehnten, ungehört verhallen. Nichts scheint den lärmenden Erbpächtern der Vaterlandsliebe ungeeignet, als Köder für die Begeisterungsfähigkeit zu dienen: selbst der südafrikanische Krieg muß dazu herhalten, obgleich er der ersten Marinemacht der Welt Schlappe auf Schlappe einbringt. Die Nachtheile, die das starke und reiche Großbritannien durch den Krieg erleidet, werden, so weit nicht die Einbuße an Namen und Ansehen in Frage kommt, in absehbarer Zeit nach einem Friedensschluß wieder ausgeglichen sein. Denn diesem glücklichen Land stehen in der eigenen Produktion und in der Produktion seiner Kolonien die ergiebigsten Ölsequellen zur Verfügung. Aber Das beweist doch noch gar nichts für die Leute, die den Krieg als ein nützlichcs Mittel zur Steigerung des Güterumlaufes betrachtet wissen wollen. Wenn auch die Herstellung großer Mengen von Kriegsbedarf notwendig wird — und dazu zählt ja auch die Ausrüstung der Kriegsschiffe, einschließlich ihres gewaltigen Kohlenverbrauches —, so würde gewiß das Land hoch gern auf die hierdurch bedingte Produktionssteigerung verzichten, die der ganzen Bevölkerung schwere Lasten auferlegt. Eine allgemeine Knappheit und Preiserhöhung der nothwendigen Bedarfsmittel, ferner aber auch eine übermäßige Inanspruchnahme der verfügbaren Baarmittel sind die unausbleiblichen Folgen. Nur bei völlig stagnirenden wirthschaftlichen Verhältnissen läßt sich die Auffassung hören, daß der Krieg, da er zum Ersatz der zerstörten Güter anreize, die allgemeine wirthschaftliche Thätigkeit fördere; doch bleibt es auch hier bei einem ungeheuren Verlust an Menschenleben und Nationalvermögen, der erst durch neue Aufwendungen, die einem Volk gerade in schlechten Zeiten schwer fallen, wettgemacht werden muß. Auch die Anschauung, daß ein Krieg durch Dezimierung der in stärkerem Verhältniß als die Lebensmittel wachsenden Bevölkerung wohlthätig wirke, ist absurd. Wird das Kapital vernichtet, das ein Mitglied der Volksgemeinschaft dank seiner Ausbildung und seiner Arbeitskraft darstellt, so wird auch die wirthschaftliche Gesamtkraft geschädigt.

Der Entfaltung unserer wirthschaftlichen Kraft im Auslande droht ernstere Beeinträchtigung als durch englische Uebergriffe von unserem östlichen Nachbarn. Durch die Uebernahme einer Goldanleihe sucht Rußland politisch und wirthschaftlich Persien von sich abhängig zu machen; und diese Anleihefreudigkeit ist um so bedeutsamer, als die inneren, im Besonderen die finanziellen Verhältnisse Rußlands keineswegs so beschaffen sind, daß es ohne eigene Schädigung einem fremden Reich erhebliche Baarmittel bieten könnte. Wahrscheinlich wird kein anderes Land geneigt sein, der russisch-persischen Anleihe seinen Markt zu öffnen. Dandelt es sich für Rußland zunächst wohl mehr darum, Persien dem englischen Einfluß zu entziehen, so droht doch die russisch-persische Interessengemeinschaft, deren Bekräftigung wir gegenüberstehen, die wirthschaftlichen Vortheile, die wir uns von der deutschen Bagdabahn versprechen, erheblich zu schmälern.

Einstweilen hat die europäische Industrie in Persien keineswegs ermutigende Resultate erzielt. Eine der leistungsfähigsten deutschen Maschinenfabriken unternahm vor einigen Jahren das Wagniß, für belgische Unternehmer eine große Zuckersfabrik südlich von Teheran zu bauen. Mit unsäglichlicher Mühe wurden die Maschinen durch ganz unwegsame Gegenden an Ort und Stelle geschafft, montirt und die Fabrik trat auch wirklich in Betrieb, mußte ihn aber, da sie nicht genügende Beschäftigung fand und mit Verlust arbeitete, wieder einstellen. Jetzt steht sie verlassen da. Nicht besser erging es einer mit belgischem Kapital in Persien errichteten Glasfabrik. Um rationell zu arbeiten, hätte man das Rohmaterial aus Europa kommen lassen müssen; da ist es denn aber doch bequemer, das fertige Fabrikat den Verbrauchern zuzuführen. Nach der europäischen Rundreise des Schahs im Jahre 1889 war viel von den Mineral-Konzessionen die Rede, die englischen Gesellschaften zugefallen waren; dem Jubel, mit dem einst dieser „Erfolg“ die bevorzugte Nation erfüllte, ist aber seitdem ein übler Kapensammer gefolgt, denn die ganzen in die Erde gesteckten Anlagelosten sind als verloren anzusehen: es fehlt an abbauwürdigem Material, an maschinellen Baulichkeiten und an brauchbaren Transportstraßen. Diesem Grundübel, dem Mangel an Verkehrswegen, gegenüber ist Persien aber zur Zeit ganz machtlos. Hat es sich doch zu einem Vertrag verstehen müssen, der die Konzession für Straßenbauten während einer anfänglich zehnjährigen, dann noch erweiterten Periode von der Genehmigung des moskowitzischen Nachbarn abhängig macht! Selbstverständlich behält sich Rußland aber dieses Wegemonopol in persischen Landen für seine eigenen wirtschaftlichen und politischen Zukunftspläne sorgsam vor. So kam es zum Beispiel, daß der von den englischen Unternehmern begonnene Bau der Fajersstraße von Teheran nach dem Karunflusse eingestellt wurde. An russischen Einflüssen scheiterte auch das Tabakmonopol, das den Engländern um schweres Geld überlassen worden war und dessen Ausbeutung dem bedürftigen Land eine dem starken Verbrauch des Rauchmittels entsprechende, reichlich fließende Geldquelle sicherte. Ein von Rußland betriebenes Rauchverbot erging an alle Gläubigen, der Regiebetrieb mußte preisgegeben werden, und als dieser Zweck erreicht war, wurde auch das Rauchen als Gott gefällig wieder in seine alten Ehren eingesetzt. Der englische Einfluß in Persien beschränkt sich heute auf die Nachsphäre der Staatsbank, der „Imperial-Bank of Persia“, die in allen größeren Orten des Landes ihre Niederlassungen hat und zur Notenausgabe berechtigt ist. Doch auch ihre Tage sind seit dem Abschluß der russischen Goldanleihe gezählt. Im Jahre 1892 gewährte die Bank dem Lande, das allen Kredit verloren hatte, ein sechsprozentiges Darlehen von 500 000 Pfund Sterling; als Sicherheit wurden ihr die Zollrückläufe der Provinz Farsistan und der Häfen des persischen Golfes überlassen, sie verstand es aber, unter Mißbrauch dieses Rechtstitels, ganz Südpersien rücksichtslos auszubeuten. Jetzt will sich der Russe an die Stelle des Briten setzen. Schon hat als Totengräber der Bank of Persia die moskauer „Internationale Handelsbank“ in Teheran Fuß gefaßt und ihre Wirksamkeit wird durch die Russische Reichsbank unterstützt, die von der Regierung selbst verwaltet wird und persisches Staatsfinanzinstitut zu werden bestimmt ist, und schon ist jeder Abschluß einer neuen persischen Staatsanleihe von ihrer Bewilligung abhängig gemacht worden.

Die Herrschaft Rußlands über Persien, der nach vollendeter Rückzahlung des englischen Darlehens aus dem neuerdings gewährten russischen Kredit wirtschaftlich kein Widerstand mehr entgegenzutreten kann, würde militärisch und politisch durch eine transpersische Bahn festgelegt werden, deren Seitenlinien mit dem russischen Schienennetz in Transkaukasien und Mittelasien in Verbindung ständen. Bei der Schnelligkeit, mit der asiatische Eisenbahnen unter Rußlands Händen aus dem Boden wachsen, kann Das schon gelungen sein, wenn die Anatolische Eisenbahngesellschaft noch nicht einmal mit den Vorarbeiten zum Bau der Bagdadbahn ins Reine gekommen sein wird. Noch zwei Jahre: dann wird der Weiße Zar einen ununterbrochenen Schienennetz von der mittel-sibirischen Transbaikaleisenbahn, Wladimostok und der Ussuribahn bis Port Arthur besitzen und alle europäischen Völker werden in dem Bestreben wetteifern, ihre Pioniere und ihre Waaren dieser neuen Weltstraße anzuvertrauen.

Wie nichtig erscheint gegenüber diesem eisernen Pronunziamento Rußlands, das keiner diplomatischen oder parlamentarischen Verbrämung bedarf, sondern für sich selbst spricht, das Lohwabohu unserer Flottenministrenten, die um eines allerhöchsten und hochindustriell gewünschten Doppelgeschwaders halber von einer Zukunft der deutschen Weltwirtschaft in fernen Meeren fabuliren, nein: ganz ernsthaft reden und schreiben! Die sibirische Eisenbahn ist wohl einer der goldenen Schlüssel zur Schatzkammer der Weltmacht und des Welthandels; nicht aber das uferlose Meer. Dort werden beispiellose wirtschaftliche Erfolge mit relativ geringen Opfern erreicht werden; hier soll die inländische Produktion ihre Kräfte vergeuden, ohne daß die nächsterne Ueberlegung auch nur klar formuliren könnte, wofür. So lange das Geld im Kasten klingt, mögen kostspielige Passionen ungefährlich scheinen; aber zutreffend wurde im Reichstag betont, daß in gewissen Kreisen der richtige Sinn für Geld und Geldeswerth leider zu fehlen scheine; und schließlich wird selbst aus einem bloßen Spielen mit dem Feuer in der Politik leicht bitterer Ernst. Ist die Gesamtheit des Wirtschaftslebens einmal einer so gewaltthätigen Direktive gefolgt, wie man sie jetzt leichten Herzens ihr zu geben sich anshickt, so giebt es keine Umkehr auf halbem Wege. „Eine schlechte Sache stirbt nie“, sagt das spanische Sprichwort. Alle professorale und gouvernementale Weisheit, die jetzt in langathmigen Berechnungen die Erstarkung unserer wirtschaftlichen Kräfte nachzuweisen sucht, stützt ihre Beweisführung auf die vage Voraussetzung einer im Tempo der letzten Jahre ungestört Jahrzehnte lang fortschreitenden Entwicklung. Wirtschaftsgeschichtliche Erfahrung und Logik gelten heute als Kleinmuth und Unverstand. Die stolze Vorstellung eines weltwirtschaftlichen Fortschrittes beansprucht aber eine festere Grundlage, als ihr Bethörung und Thorheit zu geben im Stande sind, und noch immer hat spätestens die nächste Generation den Laumel solcher Räuhsche büßen müssen. Was schrieb doch der Patriarch von Fernex an Le Richo — es war gerade in diesem Februarmonat vor hundertunddreißig Jahren —? „Le nombre des sages sera toujours petit. Il est vrai qu'il est augmenté; mais ce n'est rien en comparaison des sots, et par malheur on dit que Dieu est toujours pour les gros bataillons.“

Synkus.



Notizbuch.

Von der Großen Antille erhielt ich den folgenden Brief:

Port au Prince, am zwölften Januar 1900.

Sehr geehrter Herr Harden,

es wird Ihnen aufgefallen sein, daß von den im Auslande lebenden fünf Millionen Reichsangehörigen so selten Aeußerungen über die schwebenden Kolonial- und Flottenfragen in der Presse erscheinen, obgleich doch diese Leute unbestreitbar ein größeres Interesse und größeres Verständniß für diese Fragen haben als die im Inneren Deutschlands lebende Bevölkerung. Die Ursache für diese Erscheinung liegt in dem Umstande, daß uns, wie zum Beispiel hier in Westindien, Nachrichten erst drei Wochen nach ihrem Erscheinen in der deutschen Presse zukommen und daß wiederum Wochen verstreichen, bis ein den Gegenstand behandelnder Artikel in die Hände eines Redakteurs gelangt, für den der Stoff dann nicht mehr „aktuell“ genug ist. — wenn er nämlich eine der Redaktion nicht angenehme Ansicht vertritt. Daß die Zeitungen ihre Ansichten oft recht schnell ändern, hat man ja seit dem Ausbruch des Burenkrieges wieder recht deutlich gesehen. Der fern lebende Deutsche kann aber nicht berechnen, wie lange diese oder jene Zeitung diesen oder jenen Standpunkt vertritt; und da er nicht für den Papierkorb schreiben will, so greift er überhaupt nicht zur Feder, sondern begnügt sich damit, Artikel, Reden, Brochüren, in denen häufig eine großartige Unkenntniß der Verhältnisse sich mit einem staunenswerthen Selbstbewußtsein paart, schweigend zu belächeln, wenn sie ihm zu Gesicht kommen.

Der Deutsche hat noch immer den Fehler, jedes von einer im Range hoch stehenden Persönlichkeit gesprochene Wort, mag es noch so ungereimt sein, kritiklos als Evangelium anzusehen und nachzubeten. Spricht ein Admiral zum Beispiel über Handel und Gewerbe — also über ein Thema, das jeder erfahrene Kaufmann besser behandeln könnte — und läßt einige unverständliche Phrasen vom Stapel, so kann er seines Erfolges sicher sein. Das Wort eines Privatmannes aber findet kaum Beachtung, mag er noch so sachverständig sein. England bezahlt diesen Eigendünkel des Kastengeistes jetzt mit schweren Niederlagen. Engländer, die die Burenmacht sehr gut kannten und denen auch die Werthlosigkeit der eigenen Armee kein Geheimniß war, haben rechtzeitig ihre warnende Stimme erhoben, sind aber von den uniformirten Hohlköpfen des englischen Kriegsamtcs mit Dohn behandelt worden, weil sie, die ja keinen rothen Rock tragen, sich unterstanden, über militärische Dinge zu urtheilen. In Europa staunt man über die Erfolge der Buren; in den Kolonien dagegen, wo man sogenannte britische Truppen kennt, hat man nie an der Niederlage der englischen Waffen gezweifelt. Ich habe englische Soldaten im größten Theil der Welt gesehen, bei ihren Uebungen beobachtet, in den Offiziercorps verkehrt, habe die überwältigten Feinde kennen gelernt und den Eindruck gewonnen, daß die englische Armee das Pulver nicht werth ist, das sie verknallt. Seit dem Beginn des Krieges habe ich diese Ansicht in verschieden Blättern deutscher und englischer Junge vertreten. Auch die Freiwilligen-schaaren werden nichts erreichen, denn ihnen fehlt die Hauptsache, die Gambettas Legionen Kraft gab: das Bewußtsein, um Haus und Hof zu kämpfen. Die Erfolge der englischen Waffen in Indien und im Sudan beruhen auf unmenschlicher Grausamkeit, auf rücksichtsloser Anwendung aller zum Ziel führenden Mittel, auf einem nur gegen ganz oder halb Wilde anwendbaren Terrorismus. Einen

Klassischen Beweis dafür liefert die in den letzten Novembertagen erfolgte Vernichtung der Streitmacht des Khalifen. In der Depesche des Sirdar an Lord Cromer heißt es, Oberst Wingate habe nach heftigem Kampf (er hatte drei Tote und zwölf Verwundete) die feindliche Stellung genommen, der Khalif sei, umgeben von seinen Emiren und der Leibwache, gridet worden u. s. w. Die unter englischem Kommando stehenden Truppen haben also Wehrlose niedergemetzelt. Die selbe Taktik haben die Engländer bei Glandslaghe versucht, wo die Lanciers wie die Bestien verwundete Feinde mit ihren Lanzen tödten. Diese angenehme Taktik werden sie gegen die Holländer nicht verwerthen können. Wenn Roberts, Ritchener und die Freiwilligen versagt haben werden, wird England sich entschließen müssen, um jeden Preis Frieden zu machen oder die gesammten Marinetruppen nach dem Kaplande zu schicken. Diese Situation wird den englischen Hochmuth brechen und hoffentlich den Anlaß geben, Englands Macht so zu beschränken, daß auch Deutschland die nöthige Selbstbefreiheit erhält. Freilich: von einer thatkräftigen und erfolgreichen deutschen Politik scheinen wir noch weit entfernt; trotz allen in Deutschland gehaltenen Reden, in denen nur so mit Deutschlands Ansehen, Macht, Einfluß herumgeworfen wird, müssen wir uns an so manchen Punkten der Erde noch als Fremde zweiter Klasse behandeln lassen. Deutschland hat zum Beispiel in Haiti von allen Nationen die weitaus größten Interessen, aber es besteht zwischen den beiden Ländern kein Handelsvertrag. Ein solcher existirt mit Domingo, Frankreich und Amerika. Auf Grund des Vertrages mit Domingo sind die Dominikaner den Haitianern gleichgestellt, in Folge der Meistbegünstigungsklausel auch die Franzosen und Amerikaner. Während die diesen Nationen Angehörigen die selben Steuern zahlen wie die Haitianer, zahlen die Deutschen den doppelten Betrag. Deutsche, die Haitianern Geld schulden, können wegen Fluchtgefahr ins Gefängniß gesperrt werden. Das ist auch thatsächlich schon geschehen. Haitianischen Schuldnern aber kann man nicht beikommen, denn erstens müßte der Kläger eine vom Gericht zu bestimmende Kaution erlegen und dann würde das Gericht den Beklagten zu einer Ratenzahlung verurtheilen, die Raten aber nur sehr gering bemessen. Es ist auch nicht bekannt, daß ein Haus je den Klageweg beschritten hätte. Die Briten fordern im Transvaal die selben Rechte, wie sie die Herren des Landes genießen, Deutschland verlangt von Haiti für seine Angehörigen nicht einmal die Rechte, die andere Nationen haben, — und da muthet man dem Deutschen noch zu, daß er mit Stolz sagen soll: „Ich bin ein Deutscher.“ Wenn England in Haiti Interessen hätte, so würde es einen Fall Lüders anders ausgenüßt haben als Deutschland. England hätte gewiß von der haitianischen Regierung keine Entschuldigung verlangt. Das war eine unnöthige Demüthigung, die keinem Menschen Nutzen brachte, gegen Deutschland aber für Jahre hinaus Haß erregt hat. England hätte auf diesen moralischen Erfolg verzichtet, aber durch Abschließung eines Vertrages praktischen Gewinn erzielt. Daß die haitianische Regierung einen Handelsvertrag einer Entschuldigung vorgezogen haben würde, darüber kann hier wenigstens kein Zweifel bestehen.

So lange die Diplomatie sich unserer Kriegsschiffe nicht öfter und energischer zur Erreichung greifbarer Erfolge bedient, wird man im Auslande nicht recht von der Nothwendigkeit einer größeren Flotte überzeugt werden können, wenn als einer der Hauptgründe stets der Schutz des Handels, die Stärkung des Ansehens der im Auslande lebenden Deutschen angeführt wird. Wohl aber wäre der Flottenplan

sofort populär, wenn es unzweifelhaft würde, daß unsere Regierenden entschlossen sind, den Kampf gegen britische Raubgier aufzunehmen. Deutschland kann eine Flotte schneller bauen, als England im Stande ist, eine Armee zu bilden.

Detlev von Heydebrand und der Lasa.

* * *

Herr Oberst z. D. Adalbert Bohnen sendet die folgenden drei Notizen:

Die überraschenden Siege der kriegerischen Burenmiliz über die englischen Linien-soldaten werden, abgesehen von jeder anderen Rücksicht, besonders auch alle Anhänger des Milizsystemes erfreut haben. Aber der Fachmann wird die gepriesenen Vorzüge dieses Systemes nicht ernst nehmen; er wird die primitive Strategie und Taktik der englischen Heerführer, die Unterschätzung des Gegners, die schlechte Ausbildung ihrer Truppen für einen ernstlichen Krieg und die Schwierigkeiten des südafrikanischen Kriegsschauplatzes als die eigentlichen Ursachen der englischen Niederlagen erkennen. Der Plan der Buren in diesem Volkskrieg und die gute Ausbildung im Schießdienst sollen daneben als Faktoren zum Siege gern anerkannt werden. Uebrigens wird durch den Erfolg im Schießdienst nur eine längere Dienstzeit, nicht aber das Milizsystem empfohlen. Wir haben in Deutschland und in den angrenzenden und in Frage kommenden Landgebieten, abgesehen von den Sumpfen Rußlands und von dem schwierigen Weichselstrom, mit keinem Kriegsschauplatz zu rechnen, der uns durch Klima und Bodenbeschaffenheit allzu fremde und schwierige Verhältnisse darbieten könnte. Die Vogesen tragen den Charakter des deutschen Mittelgebirges; wir brauchen also keine Spezialtruppen wie etwa die Franzosen und Italiener in den Pyrenäen und in den Alpen. Einige deutsche Jägerbataillone sind verständiger Weise an die Grenzen verlegt worden und finden dort eine dankbarere Aufgabe, als man ihnen im Brigade-Verband der Infanterie geben könnte. Leider entziehen unsere Jägerbataillone, eben so wie das Gardecorps, der Linien-Infanterie die besten Elemente; aber die altpreussische Tradition, die wir quand même hochhalten müssen, zwingt uns diesem nicht zu leugnendem Uebelstand gegenüber zum Schweigen. Das preussische Gardecorps ist seit einem Jahrhundert mehr gewesen als eine königliche Hausstruppe und kann mit Stolz auf eine wahrhaft glänzende Geschichte hinweisen; und unsere Jägerbataillone sind nicht nur im Krieg als leistungsfähig anerkannt, sondern auch mit dem Forstdienst eng verbunden. Im Interesse der Linien-Infanterie darf man aber wohl wünschen: „Verr, höre nun auf mit Deinem Segen!“ Für die reitenden Jäger-Detachements des Meldebienstes herrscht im Heer keine Begeisterung; die Kavallerie verliert gute Elemente und muß alle ihr gestellten Aufgaben nach wie vor erfüllen.

* * *

Dr. Vardy, der als Chirurg in Konstantinopel und im türkischen Heer während des griechisch-türkischen Krieges Erfahrungen sammeln konnte, berichtet, daß die Geschosse der im griechischen Heer sechtenden Garibalduer, die mit einem Magazingewehr von 6,5 Millimeter Kaliber ausgerüstet waren, Verwundungen verursachten, die kaum im Stande waren, dem Gegner außer Besetzt zu setzen. Dr. Vardy ist der Ansicht, daß ein kleineres Kaliber als etwa 7,5 Millimeter nicht empfehlenswerth sei.

* * *

Das Wort des greisen Feldmarschalls Grafen Blumenthal: „Der überspannte Werth, der heute auf das Wissen gelegt wird, kann das Können beeinträchtigen, so daß es in einem zukünftigen Krieg leicht Offiziere geben kann, die den Wald

vor Bäumen nicht sehen“, wird vielen alten Offizieren ganz aus der Seele gesprochen sein. Rößiger als gelehrte Theoretiker, Dialektiker und Diplomaten sind uns feste Charaktere und sichere Führer. Besonders gefährlich erscheint mir das auf Wohlleben gerichtete Strebertum, das der heute herrschende Luxus hervorgerufen hat. Fromme Neben und Wünsche nützen dagegen nicht; lieber möge man Spezialbefehle und Strafbeschlüsse erlassen und mit dem eigenen, persönlichen Beispiel vorangehen.

Am sechsten Februar hat sich im preussischen Abgeordnetenhaus ein Ereigniß zgetragen, das, weil es selbst bei uns heutzutage noch selten ist, der Vergessenheit entrissen werden muß. Der Handelsminister Bresselt hat sich vor den Vertretern des Preußenvolkes stolz der Thatfache gerühmt, daß er ein giltiges Gesetz verlegt habe. Drei Jahre lang hat er, obgleich er wußte, daß es in Berlin eine legale Productenbörse nicht mehr gab, den Handel in Oel und Spiritus an der Winkelsbörse geduldet. Dieser Gesetzwidrigkeit schämt er sich nicht etwa, sondern sagt nach dem stenographischen Bericht: „Ich bin der Meinung, daß ich einen solchen Zustand, wenn er auch ungeseglih ist, aber Niemandem schadet, Allen nützt, bestehen lassen darf, weil doch der öffentliche Nutzen wichtiger ist als die gesetzliche Vorschrift“. Nach drei Jahren erst, als die Landwirthe laut Klage erhoben, beseitigte er endlich Börsenhandel und Börsennotiz. Und freudig fragt er: „Ist Das nicht korrekt?“ Und fügt hinzu: „Ich meine, Das muß jeder verständige Mensch anerkennen.“ Herr Bresselt irrt. Er hat die Gesetze auszuführen, unweigerlich und sofort und ohne zu fragen, wenn sie schaden, wenn nützen. Wenn er diese Pflicht versäumt, macht er sich eines Amtsvergehens schuldig, das leider, weil die Verantwortlichkeit der Minister in Preußen nicht gesetzlich geregelt ist, nicht gebührend bestraft werden kann. Nicht um die Frage, ob das Börsengesetz gut oder schlecht ist, handelt es sich; wenn die Excellenzen willkürlich darüber befinden dürften, welche Gesetze sie ausführen, welche schweigend mißachten lassen wollen, dann könnten wir hübsche Zustände erleben. Nun ist zwar schon manches Gesetz nicht seinem Sinn gemäß ausgeführt worden — hier sei nur an die Häuteerverordnung, den Ruppeliparagraphen und wichtige Theile der gewerblichen Aufsichtsvorschriften erinnert —, ganz neu aber ist der Vorgang, daß ein Minister sich seines illegalen Handelns noch ausdrücklich rühmt. Wenn der Herr nicht aus dem Amt geschickt wird, mag man ihm ein Denkmal setzen und auf den Sockel schreiben: Dem Handelsminister das dankbare Vaterland. Das wäre korrekt und müßte von jedem verständigen Menschen anerkannt werden, — ganz so wie das Verfahren des trefflichen Herrn, der in Börsensachen mit sich handeln ließ und dem die noch von ihrer schönen Empörung über die verletzte Verfassung schweigenden preussischen Conservativen im Abgeordnetenhaus aus voller Mannesbrust Beifall zuriefen.

„Zum Empfange des Prinzen Heinrich wurde außer dem Staatsministerium auch eine Ehrencompagnie des Alexanderregimentes auf den Bahnhof befohlen.“ So las man in berliner Zeitungen. Es geht doch nichts über eine gute Kluge. Ob auch vom Staatsministerium der Parademarsch verlangt wurde, darüber war bis Mittwoch früh selbst in den inspirirtesten Blättern noch nichts zu lesen.



Jau.

Was für den seligen Herrn von Goethe einstens Johann Peter Eckermann war, Das scheint für den in Kraftfülle lebenden Herrn Gerhart Hauptmann nun Alfred Holzbock werden zu sollen. Und da Herr Hauptmann zum deutschen Weltbildner des zwanzigsten Jahrhunderts geweiht worden ist, kann es nicht unnützlich sein, auch von dem Vertrauten seiner stillen Stunden ein paar Worte zu sagen. Alfred Holzbock wurde am einunddreißigsten Juli 1857 in Posen geboren. In harten Kämpfen gegen die deutsche Sprache blieb er siegreich, zwang die widerstrebende in seines Wesens besondere Art und errang sich früh eine führende Stellung in der berlinischen Literatur. Seine Seele war ganz von den Idealen der neuen Kunst erfüllt; er schrieb zwei Ballettexte, von denen einer in Deutschland, der andere in Oesterreich patriotische Gefühle werden konnte, und bemühte sich, den Lesern des berliner Lokalanzeigers beim Erklimmen geistiger und gesellschaftlicher Höhen Führerdienste zu leisten. In die entzückendsten Kreise berühmter Politiker, bildender und redender Künstler drang er ein, bei den keuschesten Priesterinnen reiner Kunst war er heimisch und brachte die ihm Bekannten den notariell nachweisbaren 218347 Abonnenten — oder sind es schon mehr? — menschlich näher. Bis zu den Müttern der Holden wagte der Furchtlose sich und rühmte dann ihrer Herzen edle Milde. In seine Hand war die Entscheidung darüber gelegt, wer zu Ganzberlin gehöre, wer nicht, und welche Namen in die Liste „unserer ersten“ Dichter, Gelehrten, Staatsmänner aufzunehmen seien. Diese Allmacht raubte ihm nicht die bescheidene Anmuth einer schlichten Individualität, nicht die schöne Gerechtigkeit, die Jedem freudig das Seine gewährt. Ist es nicht natürlich, daß der große Poet der Versunkenen Glücke sich zu diesem Manne hingezogen fühlte? Ihm lieft er, „beim matten Schein einer Lampe und weniger Kerzen“, in seiner „trauten Villa“ die neuen Werke vor, ihm enthüllt er das tiefste Wollen seines starken Dichterherzens, ihn führt er an leiser Hand zu den Quellen, die der sehnen- den Phantasie im Lenz des Empfindens Befruchtung boten. Dem, der solchem Zusammenklingen zweier liebenswürdigen Persönlichkeiten lauschen dürste, müßte gar andächtig zu Sinn werden. Doch ganz leer gehen zum Glück auch die Profanen nicht aus: die Güte des Begnadeten spendet aus dem Schatz der Erlebnisse manchmal ein köstliches Scherzlein. Und Alfred Holzbock läßt auf seine lehrreichen Mittheilungen nicht so lange warten wie weiland Eckermann; ehe ein neues Werk des fruchtbaren Freundes noch ans Licht gebracht wird, ergreift er das Wort und kündet, wie dieses Kindlein empfangen, getragen, geboren wurde, was es will, soll und zu bedeuten berufen ist. So hat er auch diesmal gethan. Herr Hauptmann hat ein neues Drama geschrieben, das den Titel trägt: „Schluß und Jau, Spiel zu Scherz und Schimpf mit fünf Unter-

brechungen“, und dieses so simpel benamseten Werkes Werden und Sinn hat uns Holzbock anschaulich geschildert. Aus seinem Bericht sei, weil selbst des Lokalanzeigers Verbreitung leider begrenzt ist, hier Einiges wiedergegeben:

In dem Arbeitszimmer des Dichters, wo „Alles Stimmung, Ruhe und Einfachheit ist, Alles von dem ganz nach innen gerichteten Wesen des Mannes zeugt, der hier denkt und schafft“, saßen die Beiden wieder beisammen. Vor einem Jahr und etlichen Monden hatte in dem selben Raum der ganz nach innen gerichtete Poet dem Vertreter des Lokalanzeigers „ein gar wunderbares Stück“, „Das Hirtenlied“, vorgelesen, das damals noch nicht vollendet war. Es ist seitdem „nicht um eine Szene vorwärts geschritten; und Das ist so recht bezeichnend für die Schaffensfreude des Dichters“. Das Epos Hartmanns von Aue hatte es ihm inzwischen angethan; aber auch das Drama vom Armen Heinrich „bedarf noch der letzten Feile“. Fertig ist nur das Spiel zu Scherz und Schimpf, das eigentlich gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, sondern „zur Erheiterung und Erholung“ des Dichters dienen sollte. Doch da kam Herr Brahm, der Direktor des Deutschen Theaters, und meinte, als ihm das Stück vorgelesen war, auch Andere könnten sich daran erheitern und erholen. Was war zu machen? Der Poet mußte es eben leiden. Aber er ließ uns durch seinen Holzbock melden, die Geschichte von Schluß und Jan sei beileibe keine Satire, sei „frei von jeder Aktualität auf Ereignisse und Personen“ (ich citire wörtlich), sei „ein lustiger Einfall“, „eine reine, freie Erfindung“, zu der ihn Shakespeares Vorspiel zur Widerspenstigen „literarisch angeregt“ habe. Dann erklärte er noch „mit stolzem Freimuth“, sogar das Zischen könne eine Aeußerung berechtigten Unwillens sein und er selbst habe neulich in einem Konzert gezischt, weil des Spielers Oberflächlichkeit ihn geärgert hatte. Alfred Holzbock wünscht dem „ja doch schon heute Unsterblichen“ ein langes Leben; und damit ist der Bericht leider zu Ende. Man wissen wir wenigstens: Herr Hauptmann wollte sich erholen und erheitern und ließ sich, wie früher von Tolstoi, Ibsen, Zola, Dostojewskij, Poë, Maeterlinck, Kleist, Lessalle, Goethe, Raupach, Boecklin, Riessche und Charlotte Birch-Pfeiffer, diesmal von Shakespeare „literarisch anregen“. Und also vorbereitet, können wir ins Deutsche Theater gehen.

Der rothe Hauptvorhang wird in die Höhe gezogen. Ein zweiter Vorhang wird sichtbar. Die Nachbarn blinzeln einander zu: Zwei Vorhänge, also ein Märchenspiel. Durch die grünen Tuchfalten schiebt sich die behäbige Gestalt des Herrn Riffen. Eine Absage oder ein Prolog? . . Ist! Herr Riffen, der wie ein shakespeareischer verarmter Edelmann angezogen ist, bittet in Versen um Nachsicht für das zu erwartende Spiel; es sei nicht so ernst gemeint, nur „einer unbeforgten Laune Kind“. Die dem Dichter Betreuesten fühlen sich unbehaglich; ihr Held braucht doch nicht um Wohlwollen zu winseln; hat man je gehört, daß für ein Possenspiel milde Urtheil ersleht ward? Schade; gewiß eine über-

flüssige Vorsichtsmaßregel des ängstlichen Direktors, der dem ganz nach innen gerichteten Wesen des Porten erst das Stück abgeschmeichelt hat und nun vor einem Durchfall bebt. Schade. Aber der grüne Tuchvorhang thut sich auf. Pst! . . . Zwei betrunkene Strolche, die vor dem Thor eines englischen Edelmannsitzes schleichend stammeln. Jau ist frech, Schluck ist sanft. Jau handelt, wenn er zufällig nicht sinnlos betrunken ist, mit Pfefferminzkuchen, Schluck ist in nächsteren Stunden Silhouettenschneider. Sie plaudern mit einander. Der arme Ritter, den wir schon zwischen den Vorhangsfalten gesehen haben, kommt wieder. Neben ihm schreitet ein steifer, heiserer Herr, der ausieht, als trüge er preussische Achselstücke unter dem Wams. Das muß ein Fürst sein; so, mit solcher Kammerdienereleganz, werden in Deutschland gewöhnlich die Fürsten dargestellt. Richtig: der Fabelfürst John Rand. Hinter ihm sechs oder acht haarbuschige Statisten, die schlecht gekleidet sind und nicht wissen, was sie mit ihren Armen anfangen sollen. Von Jägerrei wird gesprochen und die Jagdgesellschaft giebt vor, höchst lustig zu sein. Wer noch nicht gesehen hat, wie im Deutschen Theater die Jagdgesellschaft eines Märchenprinzen kostümiert ist und sich benimmt, Der sollte nicht versäumen, sich anzuschauen; in Magdeburg oder Lübeck kann es kaum schöner sein. Der Fürst ärgert sich über die trunkenen Begelagerer, sein Freund — Karl heißt der Mann und ist seines Zeichens der von den Ganzmodernen oft so bitter gescholtene Raisonneur — möchte sich mit ihnen einen Spaß machen. Wahrscheinlich sucht er nach ernster Arbeit Erholung und Erheiterung. Dann kommt noch des Fürsten Liebste, Prinzessin Sidselil, mit ihrer Duenna, die Beide auch Einiges sagen. Die Prinzessin ist eben so steif und hölzern wie ihr Trauter; und beim Anblick der kümmerlichen Hofdamen erwacht der Wunsch, die Centralstelle für weibliche Bühnengehörige möchte doch auch die Choristinnen etwas bedenken. Im Parquet wird genießt, im ersten Rang herausfordernd laut gehustet; die Leute langweilen sich also. Ein Glück, daß erst der grüne und gleich danach auch der rothe Vorhang das Jammerbild dem Auge entrückt.

Sehr herrlich war es ja nicht; aber es wird schon noch kommen. Und inzwischen können wir überlegen, wie es mit der literarischen Anregung steht. Die Spuren sind deutlich. Der Gegensatz zwischen Jau und Schluck ist dem alten Herrn Shakespeare entlehnt; siehe Holzapfel und Schlehwein in „Viel Lärm um nichts“, Schaal und Stille in „Heinrich der Vierte“. Die Bagabunden sprechen Shakespeares Rüpeljargon. Die Reden der Kavaliere, die „mit dem Spaten des Willens die Wurzel des Irrthums ausstechen“, klingen, als hätte sie ein begabter Seminarist gedichtet, dem der Literaturprofessor eine Shakespearekopie aufgegeben hat. Der Fürst kehrt, wie Shakespeares Lord, von der Jagd heim. Aber der britische Trunkenbold hieß Schlaun, der schlesische heißt Jau. Das ist doch wohl ein Unterschied? Immerhin würde kein Mensch

merken, daß ein anderer Autor spricht, wenn man John Rand vor der ersten Unterbrechung sagen ließe, was der Lord der „Widerspenstigen“ sagt:

Der Spürhund Lustig hat sich überlaufen.
 Man kuppel Greif mit der vielstimmigen Bracke.
 Sahst Du nicht, Bursch, wie brav der Silber ausnahm
 Am Rand des Parks, so kalt die Fährte war?
 Den Hund mücht' ich für zwanzig Pfund nicht missen.

Was giebt's da?

Ein Toter oder Trunkner? Athmet er?

.....
 Hört: Mit dem Trunknen will ich was beginnen.
 Was meint Ihr, wenn man in ein Bett ihn legte,
 In seinem Tinnen, Ring' an seinen Fingern
 Ein recht erles'nes Mahl an seinem Lager,
 Stattliche Diener um ihn beim Erwachen:
 Würde der Bettler nicht sein selbst vergessen?

.....
 Tragt ihn behutsam in mein schönstes Zimmer
 Und hängt umher die lusternsten Gemälde.
 Wärmt seinen strupp'gen Kopf mit duf't'gem Wasser,
 Mit Vorberholz durchwürzt des Saales Luft,
 Haltet Musik bereit, sowie er wacht,
 Daß Himmelston ihm Wonn' entgegenklinge.
 Und spricht er etwa, eilt sogleich herzu
 Und mit demüthig tiefer Reuerenz
 Fragt: Was befehlt doch Eure Herrlichkeit?
 Das Silberbeden reich' ihm Einer dar
 Voll Rosenwasser und bestreut mit Blumen.
 Gießkanne trage Dieser, Handtuch Jener.
 Sagt: Will Eu'r Gnaden sich die Hände fühlen?
 Ein Anderer steh' mit reichem Kleide da
 Und frag' ihn, welcher Anzug ihm beliebt.
 Noch Einer sprech' ihm vor von Pferd und Hundem
 Und wie sein Unfall sein Gemahl bekümmre.
 Macht ihm begreiflich, er sei längst verrückt,
 Sagt er Euch, was es sei, so sprecht, ihm träume,
 Er sei nichts Andres als ein mächt'ger Lord.
 Dies thut und machts geschickt, Ihr lieben Leute.
 Es wird ein schön ausbünd'ger Zeitvertreib,
 Wird er gehandhabt mit bescheidenem Maß.

Shakespeare war reich. Er konnte den Stoff verschleudern, den er nur zur Einkleidung eines Schwantes brauchte, konnte auf die Vorführung der stärksten Situation verzichten und uns gleich den erwachten Strolch zeigen. Herr Hauptmann ist vielleicht etwas weniger reich und will den Stoff, den

vor ihm schon der Erdichter der Märchen von Tausendundeine Nacht („Erzählung vom Schlafenden und Wachenden“), Holberg („Jeppe vom Berge“), Plög („Der verwunschene Prinz“) und andere Fabulirer benutzt haben, aber fünf Unterbrechungen hindehnen. Außerdem ist er literarisch angeregt und hat das gute Recht, das von dem shakespeareischen Lord flüchtig Geschilderte in ausführlichster Bildlichkeit zu gestalten. Er thut's. Und so sehen wir Jau im Fürstenbett, von Höflingen und Lakaien umdienert, Jau, dem das Waschkübelchen, ein Blumenstrauß, ein köstliches Gewand dargeboten wird, der Tokajer trinkt, aus dem Kagenjammer in einen neuen Rausch fällt und sich endlich in dem Gedanken zurechtfindet, ein wirklicher Fürst zu sein. Wie bei Shakespeare der Lord, hat sich hier John unter das Geüde gemischt. Wie dem britischen, so wird auch dem schlesischen Knapel eingeredet, er sei, der liebenden Gattin zum Leid, Jahre lang krank gewesen und habe sich im Wahn für einen schmutzigen Landstreicher gehalten. Wie für Schlaw, so kommt auch für Jau der Augenblick, wo er glaubt, das frühere Leben sei Traum gewesen, und mit dem ganzen Stolz eines im Purpur Geborenen ausruft: „Bei meiner Seele, ich bin ein Fürst, wahrhaftig!... Dieser Shakespeare! Er ist ja, mit seinen Schlachten, Helden, Monologen — Alles noch dazu ohne Dialekt! —, furchtbar veraltet, aber als Anreger ganz gut zu brauchen. Schade, daß er nicht mehr lebt: er hätte an der schlesischen Ausgabe seines Schlaw sicher noch mehr Freude gehabt als Cyrano von Bergerac an Molières Scapin.

Zweite Unterbrechung. Hm. . . Wie steht es nun eigentlich mit der „reinen, freien Erfindung“? Bis jetzt haben wir doch nur die — in die Länge gezogenen — Motive gesehen, die der Dichter der Widerspenstigen erfunden hatte. Früher hätte man in solchem Fall auf den Zettel gesetzt: „Nach einer shakespeareischen Idee“; und der Spaß wäre dem p. t. Publikum dann vielleicht etwas salzlos und überflüssig vorgekommen. Aber Herr Hauptmann steht doch an der Spitze der „großen modernen Dichter“, von denen der Direktor Brahm neulich zu dem auch ihm vertrauten Holzbock in so hohem Ton sprach. Da dürfen, da müssen wir Etwas erwarten; Herr Hauptmann wird sich nicht mit der altmodisch instrumentirten Paraphrase eines shakespeareischen Themas begnügen. Und Holzbock ist zuverlässig; wenn Holzbock sagt, es handle sich um eine reine, freie Erfindung, dann darf man darauf schwören, daß er die lautere Wahrheit spricht. Es wird schon noch kommen. Ein Bißchen Geduld. Wer Renan's Caliban kennt, Der weiß, daß die Aufgabe, einen Einfall Williams des Ewigen zu modernisiren, zu verfeinern und zu vertiefen, nicht über Menschenvermögen geht. Und Renan war nicht einmal ein starker Dichter. Jetzt muß Gewaltigeres dem suchenden Blick tagen. Vielleicht wird Jau ein guter Fürst, ein roi des gueux, wie er im Märchentum denkbar wäre, ein menschlich fühlender Herr, der die Kleinen zu sich kommen läßt, das Gewimmel der in

Nacht und Noth Gezeugten. Einen aus der Schlammflicht stammenden König gab es auf dieser Erde wohl nie; die Herren kamen immer von des Lebens Höhen oder aus dem einst fetten Flachlande der Gewappneten, wo man von Jammer und entehrendem Kampf um die Sättigung nichts weiß, und sie verstanden das Sinnen und Trachten Derer nicht, die ihnen unterthan sein sollten. Das könnte wundervoll werden: ein Bettler, der im Hermelin den gekrönten Bettlern zeigt, wie man für Bettler sorgt, in Bettlern das Bewußtsein weckt, daß auch ihnen der Staat mehr sein kann als eine eiserne, empfindungslose Maschine, ein harter Nachtmechanismus, der sie verbraucht, zerquetscht und mit den ihren Knochen ent rinnenden Säften den Boden zu neuer Kulturfähigkeit düngt. Wie würden die Armen, die Knechte diesem König Jau zujuchzen! Er brauchte auf den Tolaier nicht zu verzichten, brauchte nur den Menschenverstand des Geheuten und die Tschandalogüte zu haben, die der Galiläer, der Mönch von Assisi und der russische Laienpriester Sutojew lehrten und übten, — und mit dem Regiment Seiner Majestät John Rand wäre es gleich vorbei. Oder Jau bliebe auf dem Thron die Bestie, die er in Lumpen war, und zeigte, daß man auch mit Bestieninstinkten die Menge an einen Herrscherstuhl fesseln, auch als ein frech hausendes Ungeheuer wie ein Weltwunder bestaunt werden kann, daß es überhaupt gar nicht so unermesslich schwer ist, den Monarchen zu mimen. Er würde den Schranzen erklären, das Maidwerk allein fülle das Dasein eines Großen nicht aus; draußen liege das Glück, die Grenzen des Reiches — er hat sie als Landstreicher abgestrolcht — müßten erweitert, den Nachbarn die wichtigsten Nachtherde entris sen werden und in diesem heiligen Krieg solle dem Talent jede Rangstufe erreichbar sein. Dann lämen die Weisen des Landes, beugten bewundernd das Haupt und sprächen: Uns ward ein wahrer König! Uns winkt ein nationales Ziel! Und wir haben es eigentlich schon immer gesagt. Sidselill würde von solcher männlichen Herrscherpracht entzückt und bezwungen sein, ihren mattherzigen Bühlen laufen lassen und den struppigen Pöbelbonaparte in die Arme schließen. Und wenn John Rand mit sentimentalen Einwänden käme, würde Jau befehlen, ihm den Kopf abzuschlagen, und der Hochgeborene Mühe haben, bei dem murrenden, von dem neuen Licht geblendeten Hofgesinde das Recht seiner Legitimität durchzusetzen. So wäre er, durch die Erschütterung seines Ansehens, vielleicht seines Landesvaterstüchlebens, für den frevlen Versuch bestraft, mit Menschen spielen zu wollen. Denn auf die Riesenspielzeugsmoral muß die Sache hinauslaufen. Die hohen Herren müssen merken, daß man nicht ungestraft, um eine müßige Stunde zu kürzen, selbst mit den Kernsten ein ruheloses Spiel treiben darf. Sie müssen . . . Klingelzeichen. Rother Vorhang. Grüner Vorhang. Pst! Der dritte Streich des Spieles zu Scherz und Schimpf beginnt.

Richtig: es kommt so, wie wirs uns dachten. Karl, der das Shakespeari sche

immer mehr verweichlicht und verwässert und Vertrauter und Raisonneur, Theramen und Desgenais in einer Person ist, Karl erzählt der Duenna, was wir selbst leider eben mitansehen mußten. Jaus Erwachen, Jaus Blinzeln im ungeahnten Glanz, Jaus Wachstum bis zur Höhe des Casarenbewußtseins. Ein Wig wird durch Wiederholungen nicht besser; und der britische Lord war recht klug, als er für den Zeitvertreib ein bescheidenes Maß empfahl. Immerhin: wir kennen jetzt die Richtung des Weges und fühlen uns fast stolz, da wir sie früh vorausgesehen haben. Der Lämmel im Purpur soll zum ersten Male aufs Pferd und Karl will der dicken Duenna das gewiß possirliche Schauspiel zeigen. Beide stehen verblüfft: Jau sitzt fest, Jau bändigt sein ungeberdiges Thier, Jau reitet, als hätten seine fernsten Ahnen schon Pferde geschunden. Endlich wird Leben in die bisher bewegungslose Geschichte kommen. . . Aber Karl hat das Vorspiel zur Widerspenstigen gelesen und erinnert sich, daß da ein Mann in Frauenkleider gesteckt und dem Märchenfürsten als Ehgemahl vorgeführt wird. Wozu ist Schluck da? Zwar würde, wenn es einen Spaß geben soll, der Regisseur jeden Anderen für die Frauenrolle lieber nehmen als Schluck, den Jau sofort erkennen muß und dessen alterndes Knochengerüst die Brunst, die doch, der Hofgesellschaft zur Wonne, in dem Stromer geübt werden soll, nicht auslöseln könnte; er würde irgend einen Pagen oder Lafaien wählen. Aber Schluck muß doch auch wieder mal auf die Bühne. Die Damen sollen ihn instruiren, frauenhaft freisiren und in seidnen Gewändern als Fürstin vorführen. Er kommt, ißt und trinkt, schneidet aus Glanzpapier die Silhouette der Prinzessin und entwickelt in behaglichem Gestammel seinen Charakter. Den kennen wir schon. Ein guter Kerl, schwach, zimperlich, unselbständig, eine Schneidersseele. Schlehwein und Stille. Für die besondere Individualisirung sorgt, wie bei Jau, wie im ganzen engen Rund der Hauptmannwelt, der schlesische Dialekt. Schluck ist ungemein langweilig und wirkt auf die anwesenden Nasenschleimhäute. Auch weigert er sich nicht, wie wir wenigstens noch hofften, den rohen Spaß mitzumachen, lehrt die sittsamen Bierpüppchen nicht bessere Sittlichkeit, sagt ihnen nicht, wie die reine Flamme der Freundschaft sogar das Wegelagererehend noch erhellen kann. Rein: er wird machen, was von ihm verlangt wird. Und Das ist der dritte Akt.

Jetzt kommt die längere „Unterbrechung“, die auf dem Zettel altfränkisch Pause heißt. Noch haben unter dem gepuzten Pöbel nur Wenige sich an eigenes Urtheil über den Werth des Gesehenen und Gehörten gewagt. . . Ein widrigeres Publikum als das der ersten Vorstellungen des Deutschen Theaters wird man auf der bewohnten Erde vergebens suchen. Andere Zuschauer-mengen mögen noch so ungebildet, unkünstlerisch und geschmacklos sein: sie haben wenigstens den Muth, sich offen zu ihrem schlechten Geschmack zu bekennen, sie bejubeln die Banalität, finden ihrem Klaffengefühl den derbsten

Ausdruck und verbergen ihr Unbehagen nicht, wenn sie von der Heerstraße in Tiefen oder gar auf Höhen geführt werden sollen. Die Premierensippe des Deutschen Theaters möchte stets auf der Höhe sein, — auf der Höhe des Tages, wie der die Sache treffende Ausdruck lautet. Sie hat immer Angst, nicht ganz modern zu scheinen, den letzten Zug ins Gelobte Land zu versäumen, und heuchelt deshalb, auch wenn sie sich bis zu Gähnkämpfen langweilt, Interesse und Spannung. Sie hascht der Verhöhnung und Beschimpfung ihrer Klasseninstinkte, ihres eigensten Empfindens und Wollens Beifall und zischt, wenn ihr harmlose Nichtigkeiten vorgefetzt werden, die sie im Grunde doch gar so gern schlürft. Es sind die selben Leute, die sich seit ungefähr zehn Jahren die Wände der Wohnräume mit Bildern von Manet, Israels, Cézanne, Liebermann, Whistler, Schnopff, Klimt oder Hofmann behängen; die Bilder gefallen ihnen nicht, sie hätten viel lieber den glatten Becker, den süßen Thumann, den strammen Werner; aber die kritischen Markthelfer sind für die Neusten, der Geheime Kommerzienrath Kravattenmacher drüben hat einen Lechter gekauft und man will doch nicht altmodisch sein. Der ewigen Messias Hoffnung dieser Leute wurde im Unheilsjahr 1890 verkündet, Herr Hauptmann sei der Verheißene, der Erlöser aus einer Noth — die sie nie gefühlt hatten —, der unermessliche Dichter, zu dessen Verständniß sie sich — was ihnen Ehre mache — allmählich emporgearbeitet hätten. Seitdem nehmen sie Alles hin, was der Gefalbte ihnen bietet, und ähzen nur insgeheim manchmal über die Lasten des Kunstgenusses. Was soll man thun? Der Mann ist feinfein. Erich Schmidt hat es gesagt, Richard Moses Meyer hat es gesagt, Schlenther und Brahm haben es gesagt und im Börsencourier steht es auch. Prima-Referenzen von guten Häusern. Das Unternehmen kann gar nicht krachen . . . Wenn es aber doch kracht? Wenn man sich blamiert hätte und in der gepumpten Löwenhaut nur Zettel, der Weber, steckt? Na, man hat Baring Brothers gestützt, man würde auch die führende Firma der neuen Richtung eine ganze Weile über Wasser halten können. Die Menge der Gläubiger schützt vor dem Bankerott; wo so Viele in der Haufe sind, kann die Contremine schwer durchdringen . . . Diese Parvenuhorde, der jede Ursprünglichkeit, jede naive Regung fehlt, würde, mit ihrer frisch gefirnigten Unkultur, ihrer hastigen Sucht, in der Woksenstube der Künste zu sitzen, einem Satiriker unschätzbaren Stoff liefern. Auch diesmal kam sie aus dem schweißdunstigen Weiberraum in der festen Absicht, dem Maschiach zu singen und das Spiel zu Scherz und Schimpf für das herrlichste Poem aller Zeiten und Zonen zu erklären. Ein paar Tapfere müssen ihr früh entgegengetreten sein, denn die Stimmung schlug schnell um. Die Ernteren aus der Hauptmannfeste schüttelten forgenvoll die Häupter: „Nein, — Das geht nicht. Dazu haben wir nicht die große Revolution gemacht. Der moderne

Mensch soll die moderne Welt aus modernen Augen ansehen und nicht in den verwischten Fußstapfen eines seit dreihundert Jahren toten Dichters einherhumpeln. Und in Shakespeares Komödien kann man wenigstens lachen. Hier ist Alles dürr, jedes Hälmschen mühsam emporgequält. Das erste wirklich ganz schwache Stück. Aber auch der alte Homer schließ mitunter. Unser Gerhart wird schon wieder die Schwingen regen^o. Einer war so leutselig, mir an der Logenthür zu gratuliren; wahrscheinlich dachte er, ich würde mich ärgern, wenn Herr Hauptmann endlich einmal sein Genie leuchten ließe. Wie ein Feuerruf drang es durch die Gänge: „Die Emittenten halten den Februarcoupon für faul!“ Und nun war kein Hemmen mehr. Panikartig weichende Tendenz. Jeder hatte es gewußt, Jeder die Sache albern und langweilig gefunden. Soll man überhaupt noch das Ende abwarten? Im Metropolitantheater ist Maskenball. Und London soll abends auf Goschen fester gekommen sein. . . . Man muß mal sehen, ob der vierte Akt vielleicht lustiger ist.

Aus diesem Akt habe ich nicht mehr viel im Gedächtniß bewahrt. Es ist der schwächste der schwachen Spasmacherei. Ein hüßliches Trinkgelage. Jau als Herrscher im Mittelpunkt der Tafelrunde. Allerliebste, wie eine Märchenorgie im Deutschen Theater ausieht. Man sollte eine Brunnhalle erwarten, an den Wänden blanke Jagdwaffen und Riefengeweihe von Fabelhirschen und Sagenelchen, kostbare Thierfelle auf den Fliesen, die Tafel fast vom Gewicht der Speisen und Weine erdrückt, fröhliche Waldmannsmusik, ein Heer betorkelter Lakaien, das Ganze im Stil der Rabelais und Jordans. Und was erblickt man? Ein grün paneelirtes Zimmer, wie aus einer Fabrik für Mittelstandsmöbel. Vier oder sechs kümmerliche Geweihe, deren ein pensionirter Oberförster sich vor seinen Gästen schämen würde. Auf dem Esstisch der übliche Plunder aus der Requisitenkammer. Ein Viertelabend Bedienter — oder waren's gar vier? — in verschliffenen Röcken. Sie tragen zwei Gänge auf, die bekannten Pappattrappen, von denen nichts abzuschneiden ist und zu denen aus leeren Bechern getrunken wird. Das nennt man in Berlin eine glänzende Inszenirung. Herr Sommerstorf, der legitime Fürst, ist noch immer heiser, steif und talentlos; ein Oberlehrer, der morgens höheren Töchtern Literatur vorträgt und abends auf einem Kostümball Abenteuer sucht. Herr Rittner spielt den Jau eifrig, mit derber Lust an der größten Wirkung, ist aber nicht komisch; er „hat“, wie die Bühnenleute sagen, „kein Auge“ — und wie lustig müßten Jaus Auglein funkeln, wie gierig durch die Säle flackern, wie ängstlich das Ende des Rausches beklinzeln! —, seinem breiten Gesicht fehlt jede Ausdrucksfähigkeit und seine junge, fettige Tenorstimme paßt nicht in die Kehle des alten Alkoholikers. Das freche Genie des Herrn Engels hätte aus Jau einen verkommenen Prachtkerl im Stil des Frans Hals gemacht und, dem Dichter zum Trost, wie als Crampton den Theatererfolg des Schwanke gerettet. Das

hübsche, frische, schlichte Talent des Herrn Rittner überlastet man durch die Verpackung mit solchen Rollen; er wird eine Weile in den Zeitungen als Meister aller Meister ausgebrüllt werden und dann den Weg aller Schliersteer gehen. . . Also was gab es im vierten Akt? Viel Geschrei und keinerlei Humore. Kaum einen armen Wig. An drei Späßhaftigkeiten erinnere ich mich noch. Erstens: wenn Zau von seinen Landstreicherlebnissen schwagt, rührt der als Leibarzt verummumte Fürst warnend immer die Tischklingel. Warum? Das weiß ich nicht; darin, den alten Schweinigel im Purpur so schwagen zu hören, sollte doch gerade der Späß der hohen Herren bestehen. Aber solche Klingelscherze haben sich bei Moser, Rosen und Schönthan sehr bewährt und trugen vielleicht nicht unwesentlich zur Erholung und Erheiterung des Herrn Hauptmann bei. Zweitens: Karl spielt den Seneschall und Zau nennt ihn stets Beeneschall. Das wird von den auf der Bühne Versammelten jedesmal furchtbar komisch gefunden; wenn der im Weißen Köffel heimische Ueberliner solche Entgleisungen leistete, würde man die Nase rümpfen und sagen, Blumenthal sollte sich von Kadelburg nicht so kompromittiren lassen. Drittens: Schluck kommt, so unglaublich es klingt, als Frauenzimmer auf die Bühne. Und wenn Alfred Holzbock nicht versichert hätte, die Fosse sei „frei von jeder Aktualität auf Ereignisse“, dann wäre eine Satire auf das Erscheinen der Tante Charleys im Neuen Palais gewittert worden. Als Zau das Skelett im kurzen Röckchen sieht und die Bartstopfen seines Hedengenossen erkennt, hält er sich erst, wie es scheint, für toll und zetert dann, man möge das gräßliche Weibsbild fortjagen. Und da das Publikum noch immer nicht lacht, befiehlt der Fürst: „Gebt ihm den Schlaftrunk und macht dem Späß ein Ende!“ Fräulein Sidfelid entlockt auf dem Altan ihrer Harfe die zartesten Töne, Zau rülpscht im Entschlafen etliche unflätige Worte und beide Vorhänge bedecken gnädig den Corpstkneipenalk.

Als sie wieder weggezogen sind, sehen wir Zau und Schluck, wie wir sie früher sahen, im weichen Gras vor dem Edelmannsitz. Zau schwelgt noch immer im Wohlgefühl seiner Ueberlegenheit und hänselt, ganz wie Lanzelot den Vater Gobbo, das arme, stets zufriedene Schlückchen. Dennoch ist dem Großmäuligen nicht recht wohl zu Muth. An den Morgenlater hat er sich längst zwar gewöhnt; aber heute ist's ein Bischen zu wirblich im Hirn. Ist der Pfeffermünzküchler ein Diplozoön? Ward er etwa zu ruhlosem Doppelleben verdammt? Er weiß doch genau, daß er ein Fürst ist; aber als Fürst — daran erinnert er sich nicht minder genau — fühlte er sich als Zau, den Landstreicher, der lebend vor den Hofhunden ausreißt. Sonderbar; es muß wohl an seinem krankhaften Zustande liegen, an der exorbitanten Belastung, von der die Lakaien ihm sprachen. Einen Augenblick hoffen wir, Zau werde nun seine miserable Wirklichkeit für einen bösen Traum nehmen und im Größenwahn Ergötliches leisten. Schnell aber biegt der Dichter, der uns in diesem Stück schon so oft ent-

täuscht hat, auch hier wieder ab, knickt unser Hoffen und läßt seinen Strolch Einiges über doppeltes Bewußtsein faheln. Dann, als John Rand mit seinem Gefolge erscheint, regt sich in dem Bettler die Renommirsucht. Wie Falkstaff nach dem Erwachen aus wüstem Traum Herrn Robert Schaal, so möchte Jan seinem Schlaf zeigen, welche Stellung er eigentlich in der Hofgesellschaft einnimmt; doch wie vor der Westminsterabtei, wird auch hier der Kumpan toller Laune brüst abgewiesen. Die beiden Schnapsbrüder bekommen, mit einem ansehnlichen Trinkgeld, die Weisung, sich gefälligst alsbald aus dem Schloßbereich zu packen. Der Fürst schämt sich gar nicht: er hat seinen Spaß ja bezahlt. Und Karl, dem raisonnirenden und inszenirenden Freunde, fällt noch zu rechter Zeit ein, daß außer den Anderen auch der hochselige Calderon das Thema vom Schlafenden und Wachenden behandelt hat und seinen rauh aus dem Traum gerüttelten Prinzen sagen ließ, im Grunde sei alles Leben nur Traum. Karl ist sehr belesen und kann den gekränkten Schlesier deshalb fast mit den eigenen Worten Calderons trösten. Aber Jan hat das ewige Citiren aus alten Theaterstücken schon lange satt; er muß endlich zeigen, daß auch er seine Klassiker kennt. Und so wiederholt er denn, was Hamlet auf dem Kirchhof beim Betrachten von Yoricks Schädel zu Horatio ausstöhnte: alle Köpfe, auch die mit gewicksten Haaren, werden eines Tages tief unter der Erde von Würmern gefressen. „Ich wiß Bescheed! 's kimmt Alles uf Ees raus“: mit diesem tröstenden Weisheitwort scheidet der gebildete Delirant von uns und taumelt neuen Käuschen entgegen.

Die Fixer zischen energisch. Der Schauspieler Reicher, der stark in Neuer Richtung engagirt ist, erklärt im Parquet Alle, die einen Dichter von Gottes Gnaden so zu behandeln wagen, summarisch für Schufte. Und als der Saal fast schon leer ist, erhebt sich ein Beifallsgetöse, das dem ruhigen Hörer die erste reine Freude des Abends beschert. Der Dichter, der sich „mit stolzem Freimuth“ für die Berechtigung des Zischens ausgesprochen hatte, beugt dankbar vor den Getreusten das Haupt, zweimal, dreimal, vielleicht noch öfter. Draußen, im Korridor, wird inzwischen erzählt, der beste Akt, der für den Sinn des Stückes wesentlichste, sei während der Proben gestrichen worden. Schade; warum ließ man nicht lieber einen anderen Akt weg, den dritten, den vierten oder fünften — oder auch alle drei — und gönnte uns einen Blick, einen kurzen, in die sinnvolle Absicht des poetischen Planes? Am Besten wärs freilich, wenn aus den Werken des Herrn Hauptmann wenigstens bei der ersten Auführung kein einziges Komma wegliebe; sonst wird man immer hören, gerade dieses fehlende Komma sei zur gerechten Würdigung des Ganzen unerläßlich gewesen. Im Criticon des Spaniers Baltasar Gracian, an dem Schopenhauer sich so kindlich freuen konnte, stammelt der Baccalaureus in hellem Entzücken: „Wie herrlich! Welche großen Gedanken! Welche Sentenzen! Laßt sie mich aufschreiben! Es wäre ewig schade, wenn auch nur

ein Jota davon verloren ginge!" Der gute Junge, dem Marktschreierkünste den Kopf verwirrt haben, hält einen Esel für ein geflügeltes Wunderthier und diesen Glauben theilt mit ihm eine Menge, die sich nicht aus der Bretterbude fortrühren mag, weil „Keiner sich zu der Einsicht, daß er ohne Einsicht sei, bekannte, vielmehr Alle sich für sehr einsichtig hielten, ihren Verstand ungemein estimirten und eine hohe Meinung von sich hegten“. Schließlich stellt sich ja eines Tages immer heraus, zu welcher Thiergattung solche „Sehenswürdigkeit“ des Marktes gehört. Das dauert manchmal aber lange; und in den Zeiten des Wahnes ist es nützlich, dafür zu sorgen, daß kein Jota verloren geht. Auch keins aus den Reden der Marktschreier, die das Wunder geschäftig ausbrüllen; sie erst wirken ja die Suggestion, in deren Bannkreis der Aberglaube gedeihen kann.

Herr Hauptmann ist ganz sicher kein Esel, sondern ein sehr fein begabter Mann und ein Verwandlungskünstler, wie er auf Deutschlands Boden noch nicht geboren ward. Aber die Zeit scheint nah, wo man ihn auch nicht mehr für ein geflügeltes Wandervogel halten wird, — und dann wird er den Fluch der durch Marktschreierlärm aus ihren natürlichen Größenehältnissen Geschreckten zu tragen haben. Wäre sein Scherzspiel aufgeführt worden wie andere Spiele, dann hätte man einfach gesagt: Ein schlechter, verunglückter Spaß, und hätte halb mit Erbarmen vielleicht den an die Shakespearenachahmung verwendeten Eifer gelobt. Dieses Schicksal sollte durch das Brimborium der Holzböcke wohl vermieden werden. Wer mag einen Unsterblichen kränken, der sich nach ernster Arbeit erholen und erheitern wollte und das Kind einer unbeforgten Laune sich, des Widerstandes müde, von dem nach Rassenstücken gierenden Direktor abringen ließ? Daß es so rohe Naturen doch giebt, haben wir nun gesehen, haben sogar die Frage gehört, ob je ein wirklich großer Dichter, Einer von Denen, die der Menschheit Etwas zu sagen haben, selbst in der Stunde äußerster Ermattung so Unbeträchtliches so unbeträchtlich gestaltet hat. Sollte die Frage an sein Ohr dringen, dann würde Herr Hauptmann verächtlich lächeln, sich auf das Zeugnis der höchst Sachverständigen berufen, die auch in diesem Aneipenspiel noch die tiefe Psychologie eines unvergleichlichen Menschenschöpfers entdecken konnten, und Reid, Bosheit und Unverstand kleiner Geister als den jedem Genius gezollten Tribut hinnehmen. . . Ein von Boutet de Monvel gemaltes Bild zeigt uns einen zerlumpten Trunkenbold, der den Königsthron erklettert hat und von einer hysterischen Menge bejubelt wird. Seine linke Hand umfaßt die unentbehrliche Branntweinflasche, den plumpen Fuß hat er prozig auf die leblose Brust eines schönen Weibes gesetzt, die rechte Faust hält den blanken Dolch. Will er die Wahrheit morden, wenn sie ihm naht und seinem Vagendasein das Ende droht? Sie wird den Weg zu seinem Thron nicht leicht finden. Denn hinter dem Bekrönten stehen zwei bössartige Ganner,

die jeden unbequemen Gast abzuwehren entschlossen scheinen. Einer von ihnen breitet segnend die Hände über seinen Kronenträger, der Andere schlägt die Pauke und läßt die Becken zusammenklingen. Das Bild wurde, fünfzehn Jahre nach den Commune Tagen, als eine Satire auf die Vöbelherrschaft genommen und von eifrigen Verfechtern republikanischer Freiheit aus dem pariser Salon entfernt. Jetzt, da wir Jau auf dem Thron gesehen haben, könnte es mit Nutzen in einer berliner Kunsthandlung ausgestellt werden.

Vielleicht kennt es Herr Hauptmann; und vielleicht ist die Stimmung des Dichters ganz anders, als man sie sich aus der Ferne denkt. Es ist schwer, den Sinn seines Scherz- und Schimpfspiels zu deuten. Wollte der gerühmte Poet nur die alte, schon von Mendoza gelehrte Moral der Schelmenromane auf frischen, die Lessings weiser Jude in das Wort faßt, der wahre Bettler allein sei der wahre König? Die heftige Abwehr jeder satirischen Absicht weckt den Verdacht, der Dichter könne, um sich Erheiterung und Allen, die ihn geärgert hatten, Schimpf zu schaffen, selbst ein lustiges Schelmenstückchen verübt haben, von dem freilich erst der Schleier gehoben werden muß, auf daß sein lustiger und doch zugleich bitterer Sinn klar erkannt werde. Wird Jau nicht von zwei Freunden seinem schlesischen Alltagsleben entrißen, mit der Krone geschmückt und vor dem Gesinde auf den Thron gesetzt? Und sehen wir nicht, wie das Lakaienheer, das den armen Teufel eben noch höhnte, auf die Weisung sofort bereit ist, unterwürdig winselnd vor dem neuen Herrn im Staube zu knien? Jedes große Gedicht, in Scherers Schule haben wirs gelernt, ist ein Erlebnis, in jedem müssen wir auf den Widerhall persönlicher Schicksale horchen. Wer weiß, ob Jau nicht den ganzen Schwindel durchschaut und, während er gefoppt werden soll, im Innersten seine Regisfeure für Narren hält? Bei Banketten sieht er wohl seinen Mann, randaliert und renommirt, wie es seine Rolle verlangt, aber von einem starken Glauben an sein Gottesgnadenthum spüren wir nicht viel; und als dem Sonnenaufgang des Glückes dunkle Nachtschatten folgen, rettet er sich mit stolzem Gleichmuth in neue, bescheidenere Käufche. Nach Neune ist Alles aus, sagen die Schauspieler; und dann ist's auch einerlei, ob man vorher eine goldene Krone oder einen von Schweiß fettigen Filzbedel trug, ein Genie oder ein tüchtiger Handwerksmeister war. So lange Jau noch einen Schluck hat, der ihn stärkt, einen sicheren Jünger, der, was auch kommen mag, inbrünstig an ihn glaubt und von seinen hochfliegenden Gedanken die Kunde weiterträgt, ist er nicht verloren. Er war gestern ein Fürst, ist heute ein Bettler und kann morgen wieder ein angebeteter Göze sein. Nur betölpeln, zum Narren halten läßt er sich nicht; er ist schlauer als die pfliffigsten Schmeichler und heult, weils in der Welt einmal so verlangt wird, mit den Wölfen. Nur dem unbedingt zuverlässigen Manne enthüllt er sein wahres Herz, nur der gläubige Schluck darf das Weisheitwort hören: „Ich wiß! Ich wiß Beschoed! Mir kunn se nischit vier macha!“ W. H.